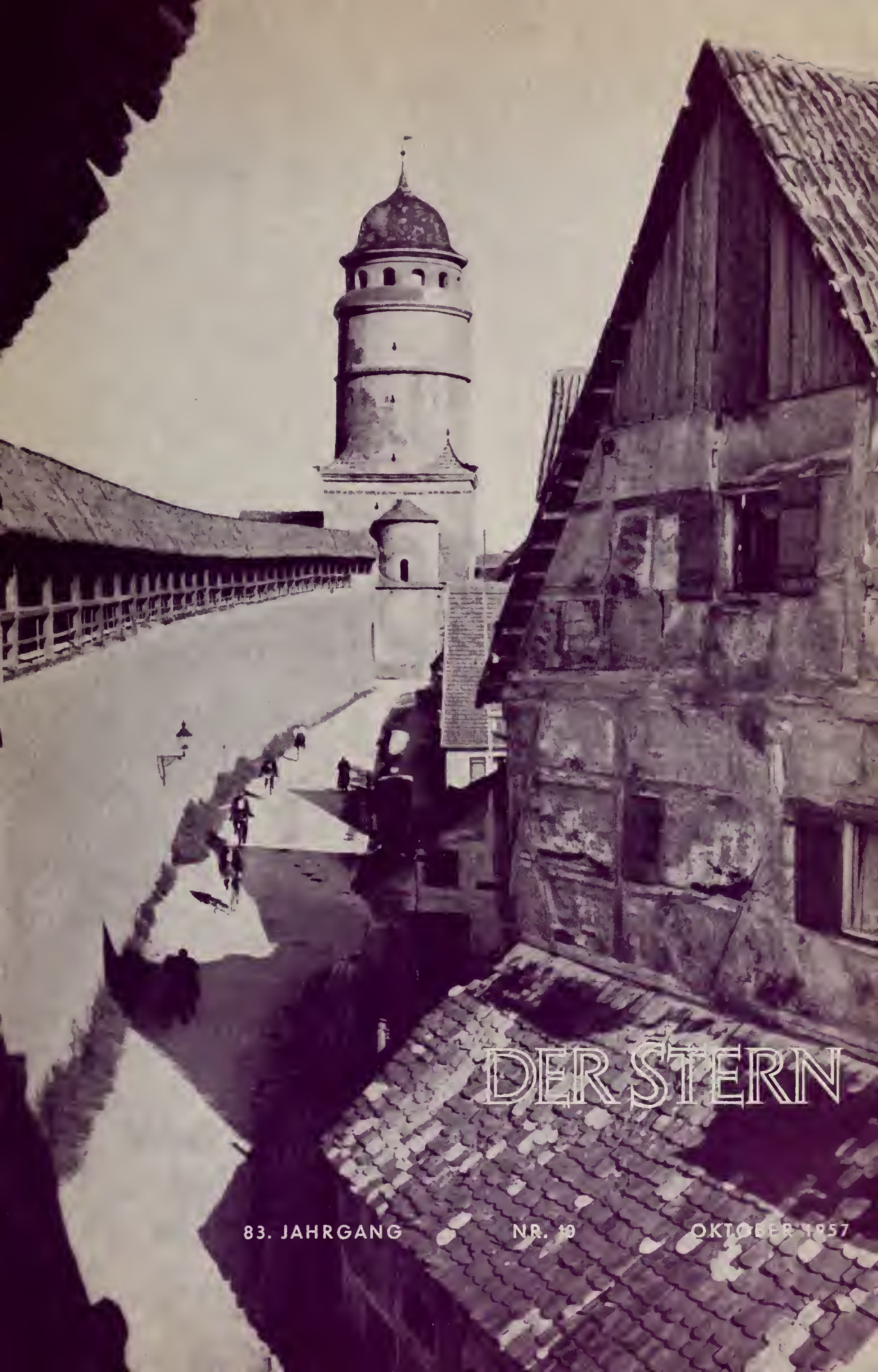

DER STERN
83. JAHRGANG NR. 10 OKTOBER 1957

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN MISSIONEN

83. Jahrgang Nr. 10 Oktober 1957

INHALT

Titelbild: Nördlingen (Bayern) — Blick vom Wehrgang auf das Löpsinger Tor

Foto: *Dr. Wolff u. Tritschler*

KEHR EIN BEI MIR!

Du bist die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnsucht du,
Und was sie stillt.

Ich weihe dir
Voll Lust und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug und Herz.

Kehr ein bei mir,
Und schließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
Aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz
Von deiner Lust.

Dies Augenzelt,
Von deinem Glanz
Allein erhellt,
O füll es ganz!

Friedrich Rückert

Herausgeber: Missionspräsidenten Dr. Burtis F. Robbins, Jesse R. Curtis, Dr. Theodore M. Burton. — Schriftleitung: Dr. Theodore M. Burton. — Anschrift der Schriftleitung: Frankfurt a. M., Bettinastr. 55. — Auflage 3200. — Der STERN erscheint monatlich. — Bezugsrecht: Einzelbezug 1 Jahr DM 8,—, 1/2 Jahr DM 4,50; USA $ 2,— bzw. DM 8,50. — Einzahlungen Postscheckkonto: „Westdeutsche Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage", Nummer 824 52 Frankfurt am Main.

Postverlagsort: Frankfurt am Main

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen . .
Bete sie nicht an und diene ihnen nicht . . ."

Das Zweite Gebot für uns[1])

Von Präsident ANTOINE R. IVINS, Mitglied des Ersten Rates der Siebziger



„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.
Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Denn Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen;
und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich liebhaben und meine Gebote halten." *(2. Mose 20:4-6.)*

Als Adam und Eva in den Garten Eden gesetzt wurden, freuten sie sich einer persönlichen Gemeinschaft mit ihrem Vater im Himmel, bis zu der Zeit, da sie wegen des Essens der „verbotenen Früchte" von seiner Gegenwart ausgeschlossen wurden. Durch diese Tat — die in Ausübung ihres freien Willens erfolgte — wurden sie sterblich, doch ermöglichte Gott ihnen eine Form der Fühlungnahme mit ihm, durch die sie ihrer Beziehung zu ihm eingedenk bleiben konnten. Die Heiligen Schriften, die wir besitzen, sind die Geschichte der Offenbarungen Gottes an Adam und seine Nachkommen, sowie der Art und Weise, in der diese Offenbarungen vom derart privilegierten Volke empfangen wurden.

In der Köstlichen Perle (Moses 5:5) lesen wir: „Und er gab ihnen Gebote, daß sie den Herrn, ihren Gott anbeten . . . sollten. Und Adam war den Geboten des Herrn gehorsam."

Dieser Text ist ein Bericht über das wahrscheinlich erste Gebot, Gott anzubeten, das dem Menschen gegeben worden ist. Man kann sicher sein, daß unter diesen Umständen Adam eine sehr klare Erkenntnis der Persönlichkeit Gottes, seines Vaters, und seiner eigenen Verantwortung als Sohn Gottes hatte. Als die Jahre aber vergingen und die Völker der Erde zahlreich wurden, ging dieses Verantwortungsbewußtsein verloren, und die Menschen wurden so sündig, daß Gott die Erde durch die Sintflut von ihrer Bosheit reinigte. Wiederum ging nach vielen Jahren die Erkenntnis von der Beziehung des Menschen zu seinem Schöpfer verloren, und statt einen persönlichen Gott mit schöpferischen Kräften anzubeten, begannen die Menschen die Sonne und andere Götter in

[1]) Dies ist der zweite Artikel in einer Reihe von Beiträgen über die Zehn Gebote, verfaßt von Mitgliedern des Ersten Rates der Siebziger und der Präsidierenden Bischofschaft.

großer Zahl zu verehren. Diese stellten sie durch Götzen und Bilder jeglicher Art dar. Manche der — in anderer Beziehung — fortschrittlichsten Völker hatten eine Vielzahl von Göttern, die sie anbeteten.

Abraham wurde inmitten eines Volkes geboren, das diesem Brauche ergeben war. Sogar sein eigener Vater war diesem Einfluß erlegen, und Abraham mußte, um sein Leben zu retten, außer Landes fliehen. Er selbst war ein Mann starken Glaubens, und um dieses Glaubens willen wurde er von Gott bewahrt. Durch seinen Sohn und Enkel wurde ein gläubiges Volk erweckt, dem der Herr große Gunst erwies.

Dann zog dieses Volk nach Ägypten, wo es den Einflüssen der vom ägyptischen Volke betriebenen Abgötterei ausgesetzt war. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Moses, unter dessen Führung sie später aus Ägypten flohen, seine ganzen Anstrengungen darauf richtete, das Volk zu lehren, daß es nur einen Gott gibt und ihnen die Art und Weise, in der er angebetet werden sollte, beizubringen. Die völlige Aufgabe eines bestimmten Kultes und seine Ersetzung durch einen anderen ist gewiß ein schwieriges Unterfangen. Es braucht uns nicht zu wundern, daß das Volk Moses sehr vermißte, als er einmal lange Zeit abwesend war und daß er bei seiner Rückkehr feststellen mußte, daß das Volk zu den Bräuchen der Ägypter zurückgekehrt war. Ein goldenes Kalb war errichtet worden, zu welchem Zweck die Frauen sogar ihre Ohrringe und ihren Schmuck geopfert hatten. Es muß für Moses eine große Enttäuschung gewesen sein, festzustellen, wie gering das Verständnis des Volkes war.

Es ist schwer zu verstehen, warum Menschen einem Bilde übernatürliche Kräfte zuschreiben sollten. Sie meinen vielleicht, daß sie es nicht tun, doch geht aus folgenden Schriftworten das Gegenteil hervor: *„. . . und machte ein gegossenes Kalb. Und sie sprachen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben!" (2. Mose 32:4.) „Die Götzenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist nichts nütze. Sie sind ihre Zeugen und sehen nichts, merken auch nichts; darum müssen sie zu Schanden werden." (Jesaja 44:9.) „Was wird dann helfen das Bild, das sein Meister gebildet hat, und das falsche gegossene Bild, darauf sich verläßt sein Meister, daß er stumme Götzen machte? Weh dem, der zum Holz spricht: Wache auf! Wie sollte es lehren? Siehe, es ist mit Gold und Silber überzogen, und es ist kein Odem in ihm." (Habakuk 2:18, 19.)*

Über den Verfasser

Als Antoine R. Ivins im Oktober 1931 Mitglied des Ersten Rates der Siebziger wurde, brachte er für dieses Amt vielseitige Erfahrungen mit.
Er wurde am 11. Mai 1881 in St. George, Utah, als Sohn Anthony W. und Elisabeth Ashby Snow Ivins geboren. Sein Vater wurde später Ratgeber der Ersten Präsidentschaft.
Als Ält. Ivins ungefähr 15 Jahre alt war, zog die Familie nach Colonia Juarez, Chihuahua, Mexico, und sein Vater spielte eine führende Rolle in der frühen Tätigkeit der Kirche in jenem Lande. Ält. Ivins absolvierte die Akademie in Juarez und besuchte darauf die Schule für Rechtswissenschaft in Mexico City. Er setzte sein Jurastudium ein weiteres Jahr an der Universität von Michigan fort und schloß es im Jahre 1909 an der Universität Utah in Salt Lake City ab. Am 26. Juni 1912 heiratete er Vilate Ellen Romney im Tempel der Salzseestadt. Mehrere Jahre lang wohnten die Eheleute auf einer von Ält. Ivins selbst bewirtschafteten Viehfarm im südlichen Utah. Später hatte er die Leitung der Landwirtschaftlichen Abteilung des neuen Lund-Heims für Jungen in Centerville, Utah, inne, bis er zum Betriebsleiter der Zuckerplantage der Kirche in Laie auf den Hawaiischen Inseln ernannt wurde. Gerade vor seiner Berufung zum Mitglied des Ersten Rates der Siebziger wurde Ält. Ivins zum Präsidenten der Mexikanischen Mission auserwählt. Drei Jahre lang übte er in Los Angeles, dem Hauptquartier der Mission, das Amt des Missionspräsidenten aus.
Unter vielen anderen Tätigkeiten hat Ält. Ivins auch das Amt des Schatzmeisters des Zweiges Großer Salzsee der amerikanischen Pfadfinder bekleidet.

Allen, die diese Schriftstellen lesen, muß klar sein, daß es Menschen gab, die tatsächlich glaubten, daß die Götzenbilder in irgendeiner mysteriösen Weise Macht besaßen.
Europäische und asiatische Völker waren nicht die einzigen, die ein kompliziertes System der Götzenanbetung entwickelten. Mexiko und Zentralamerika sind voller Götzenbilder verschiedener Art, die auf Abgötterei schließen lassen. In Chichen Itza, so wird uns berichtet, wurden in Zeiten der Dürre zur Versöhnung des Regengottes schöne Jungfrauen geopfert, indem sie in die weite Öffnung des Brunnens geworfen wurden, der die Stadt mit Wasser versah. In Mexiko City wurde zur Zeit der Eroberung der Stadt durch die Europäer den falschen Göttern immer noch Menschenopfer dargebracht. Als Beweis für diese Bräuche lasse ich hier eine Äußerung des Königs jenes Volkes folgen:
„Wenn die Götzen aus Stein und Holz nicht hören oder fühlen können, so haben sie um so weniger den Himmel, die Erde und den Menschen, den Herrscher aller Dinge, erschaffen können. Dies muß das Werk eines allmächtigen Gottes sein, an den allein ich um meiner Vertröstung und Unterstützung willen glauben muß, denn er ist der Grund aller Dinge."
Aus diesen und ähnlichen Äußerungen wird klar, daß gewisse Menschentypen diesen Götzenbildern tatsächlich übernatürliche Kräfte zuschreiben.
Warum sollten Menschen, die die Heiligen Schriften als eine Bezeugung des Willens Gottes anerkennen, sich dem im zweiten der Zehn Gebote niedergelegten Befehl direkt widersetzen und falsche Götter anbeten?

GEBET DER SIOUX-INDIANER

Am Weltgebetstag im Februar 1956 wurde in den ganzen Vereinigten Staaten Amerikas und in 134 anderen Ländern in vielen Kirchen und Sprachen das folgende Gebet gesprochen:
„O großer Geist, dessen Stimme ich in den Winden vernehme und dessen Atem der ganzen Welt Leben spendet, höre mich.
Ich trete vor Dich hin als eines Deiner vielen Kinder. Ich bin klein und schwach. Ich bedarf Deiner Kraft und Weisheit.
Laß mich in Schönheit wandeln und laß meine Augen immer den roten und purpurnen Sonnenuntergang schauen. Laß meine Hände die Dinge verehren, die Du gemacht hast, und meine Ohren Deine Stimme hören.
Schenke mir Weisheit, damit ich die Dinge, die Du mein Volk gelehrt hast, und die Lehre, die Du in jedem Blatt und jedem Felsen verborgen hast, erkennen möge.
Nicht um meinen Brüdern überlegen zu sein, suche ich Kraft, sondern um meinen größten Feind bekämpfen zu können — mich selbst.
Mache mich immer bereit, mit reinen Händen und geradem Blick zu Dir zu kommen, damit mein Geist, wenn dereinst mein Leben verblaßt wie die untergehende Sonne, ohne Scham zu Dir kommen möge."

WARUM ICH DEN FILM

Die zehn Gebote

SCHUF

Im folgenden bringen wir die Zusammenfassung einer Rede, die der bekannte amerikanische Filmproduzent Cecil B. DeMille kürzlich in New York über die Beweggründe zur Schaffung seines Filmes „Die Zehn Gebote" gehalten hat.

VON CECIL B. DeMILLE

Immer wieder bin ich nach den Beweggründen zur Schaffung meines Filmes „Die Zehn Gebote" gefragt worden. Die Zyniker — und es gibt immer solche — werden natürlich sagen: um Geld zu machen. Lassen Sie mich darauf sofort antworten. Aus den „Zehn Geboten" werde ich keinen Gewinn schlagen — d. h. keinen finanziellen Gewinn. Was normalerweise mein Anteil am Gewinn wäre, habe ich für dauernd einem Fonds für wohltätige, religiöse und erzieherische Zwecke zugeschrieben. Ich bin nicht einmal einer der Treuhänder dieses Fonds. Ich gehe aber trotzdem auf Ihr Interesse ein, und zwar aus demselben Grunde, der mich zur Schaffung der „Zehn Gebote" veranlaßte: Weil ich tief davon überzeugt bin, daß die Zehn Gebote vom Berge Sinai keine Gesetze sind. Sie sind *das* Gesetz. Sie sind die Verkörperung des Geistes Gottes für seine Geschöpfe. Sie sind die Charta und die Richtschnur der menschlichen Freiheit, denn ohne Gesetz kann es keine Freiheit geben.



Cecil B. DeMille

Die „Zehn Gebote" sind der modernste Film, den ich je gedreht habe, weil der Machtkampf zwischen den durch Moses und den durch Pharao verkörperten Gewalten bis auf den heutigen Tag weitergeht. Sind wir Menschen freie Seelen unter der Führung Gottes oder sind wir Eigentum des Staates? Sollen Menschen durch Gesetze regiert werden oder von den Launen eines Individuums? Die Antwort auf diese zeitgemäßen Fragen wurde vor rund dreitausend Jahren auf dem Berge Sinai gegeben. Heute allerdings sind wir nur zu geneigt, jene Gebote als veraltet abzutun.

„Ich bin der Herr, Dein Gott, Du sollst keine anderen Götter neben mir haben." (2. Mose 20:2, 3.) Wir verneigen uns nicht vor Riesenvögeln aus gemeißeltem Granit oder vor hölzernen Idolen mit Steinaugen. Und doch haben wir andere Götter neben GOTT. Wir mögen uns niemals vor dem Goldenen Kalb verneigt haben, und doch

können wir das Gold anbeten. Wir mögen niemals das Knie vor dem Götzenbild von Hathor gebeugt haben, aber es gibt auch ein Götzenbild auf der Dollarnote. Gibt es irgendeinen Mann oder eine Frau, die ehrlich sagen könnten, daß sie niemals ihren Ehrgeiz oder ihre Eitelkeit über Gott gestellt hätten? Oder das Fleisch mehr angebetet hätten als Gott? Oder die Anbetung des blau-weißen Feuers eines Diamanten, des irdischen Rhythmus von Rock-and-Roll, oder gar ihrer selbst höhergestellt hätten als die Anbetung Gottes? Alle diese Dinge und was sonst noch Wert haben mag für uns, können falsche Götter sein. Die Dinge können gut sein, aber sie sind nicht Gott, und wenn wir sie zu unserem Gott machen, werden sie uns versklaven und uns zu moderner Götzenanbetung verführen. „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht mißbrauchen. . ." (2. Mose 20:7.)

Als Knabe dachte ich, das bezöge sich nur aufs Fluchen. Aber viel schlimmer als Fluchen ist der Mißbrauch des Namen Gottes um persönlichen Vorteils willen, aus Ehrgeiz, Intoleranz, um selbstsüchtiger Macht über andere Menschen willen, oder als gutes Mittel zum bösen Zweck. Wir gebrauchen den Namen Gottes vergeblich, wenn wir Gottes Macht mißbrauchen oder wann immer wir zu ihm sagen: „Nicht Dein, sondern mein Wille geschehe!" Dies Wort paßt nur wenig zu der ruhelosen Jagd unseres modernen Lebens. Die Menschheit hat zahllose Sprichworte und Schlagworte über den Wert der Zeit geprägt, aber dieses Gebot erinnert uns daran, daß die Zeit Gott gehört und ein Teil von ihr für ihn freibleiben sollte. Einige von uns feiern den Sabbat am Sonntag,









Bilder von oben nach unten:

Aussetzung des Kindes auf dem Nil
Moses vor Pharao
Moses zerschmettert die Gesetzestafeln
Moses ordiniert Josua



Das goldene Kalb

andere am Samstag, einige wieder an anderen Tagen. Der wesentliche Inhalt dieses Gebotes aber besagt, daß wir — ganz gleich, ob wir nun dieser oder jener oder gar keiner Kirche angehören — Gott nur nahe bleiben können, wenn wir bestimmte Zeiten für Gott freihalten, Zeiten, in denen wir uns freimachen von den Geschäften dieser Welt und wahre Vereinigung mit dem Geist der Wahrheit suchen, durch Meditation, Gebet und entscheidende Berührung unseres Geistes mit dem göttlichen Geist.

„Ehre Vater und Mutter . . .“ (2. Mose 20:12.) Dieses Wort wendet sich mehr an die Eltern selbst, als an die Kinder. Wie können die Kinder diesem Gebot folgen, wenn ihnen die Eltern nicht selbst ein Beispiel geben, das der Verehrung wert ist. Und so ist es mit allen Geboten, die unsere Beziehungen zu unseren Mitmenschen bestimmen und leiten. Wir müssen hinter die wörtliche Bedeutung dieser Worte schauen, und unter ihre Oberfläche. Die zehn Gebote sind nicht die altmodischen Überbleibsel eines barbarischen Zeitalters. Sie sind vielmehr ebenso wahr und gültig und wirklich wie an dem Tag, da sie von Gottes Hand mit Feuer auf Steintafeln geschrieben wurden. Aber wir müssen uns schon etwas bemühen sie zu verstehen, denn wie könnten wir Gebote befolgen, die wir gar nicht verstanden haben? Wenn wir das elisabethanische Englisch der Bibel hinter uns lassen, werden die Männer und Frauen in ihr zu Menschen von Fleisch und Blut, die lieben und hassen, über den Tod eines Kindes klagen, oder arrogant und rücksichtslos ihre Mitmenschen zu betrügen suchen; ihre Frauen üben Tugend oder hängen dem Laster an, sie sind betrügerisch oder gläubig — in der Bibel, wie in unserem wirklichen heutigen Leben.

Moses ist jedermann — in seinem Stolz und in seiner Bitterkeit darüber, daß Gott soviel Unheil über sein Volk kommen läßt, und in seinem Widerstreben, Gottes Werk zu tun. Moses' Leben war ein Leben voll Kampf und Niederlage, Versuchung und Pein, Liebe und Streit, Opfergang und Mord, Leistung und Versagen, Demütigung und Ruhm. Er war eine der größten menschlichen Gestalten dieser Erde, menschlich bis an den Rand der Sünde, heilig, weil er Gott von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Die Bibel schweigt sich aus über die Zeit zwischen der Auffindung durch Bithiah, die Tochter Pharaos, die ihn im Schilf entdeckte, und dem Mord an dem Aufseher, nachdem Moses zum Mann herangewachsen war. Für die Geschichte dieser dreißig Jahre müssen wir uns an die alten Historiker Philo, Josephus und Eusebius halten, die sich ihrerseits auf noch frühere Schriftsteller stützen, deren Werke verloren sind. Von dem, was Sie in dem Film sehen, ist nichts erfunden worden. Wir übertrugen nur das geschriebene Wort in die visuelle

Form. Auf der Suche nach verbürgten Tatsachen konsultierten wir rund 1900 Bücher und Zeitschriften, sammelten fast 3000 Photos, und benutzten die Einrichtungen von 30 Bibliotheken und Museen in Nordamerika, Europa, Afrika und Australien.

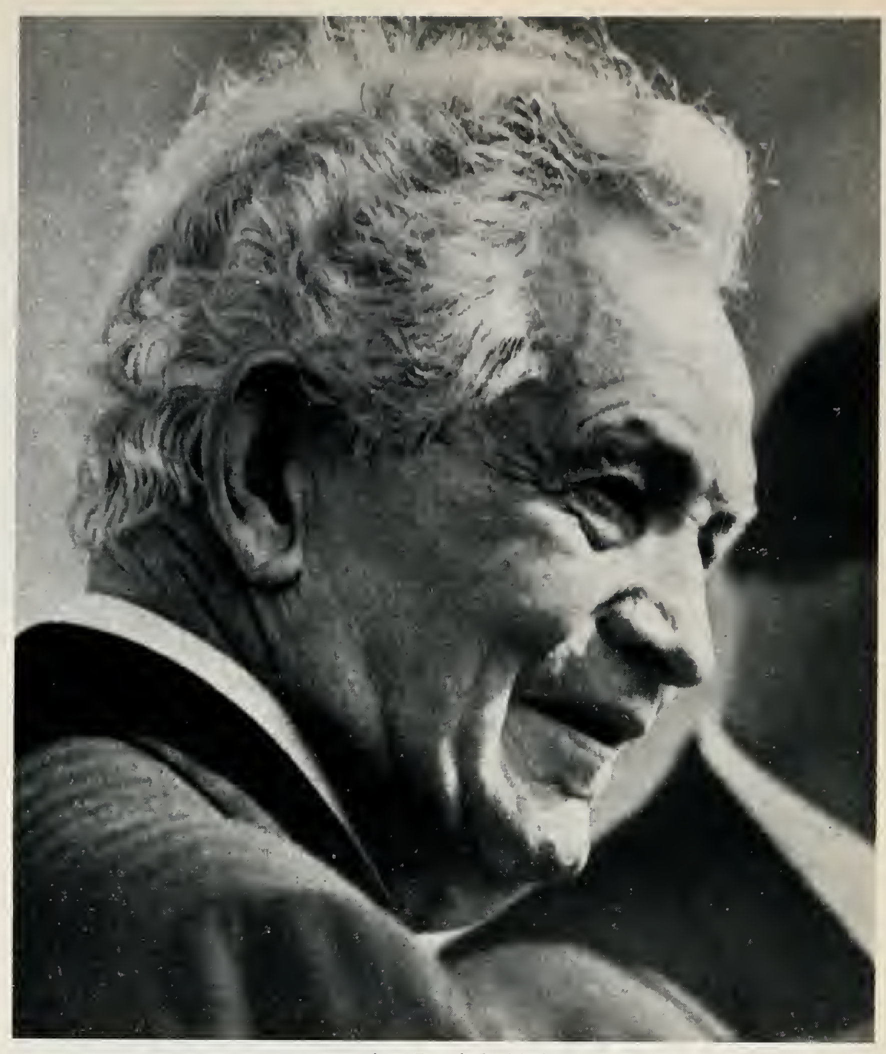
Dabei habe ich viele Dinge gelernt, die mir vorher unbekannt waren. Ich habe Leute kennengelernt, die den Wundern des Alten Testamentes sehr skeptisch gegenüberstanden, z. B. der Geschichte von Moses und den ägyptischen Zauberern, die vor Pharaos Augen Stäbe in Schlangen verwandelten. Dabei stellten wir u. a. fest, daß man eine Kobra paralysieren kann, indem man in bestimmter Weise auf ihren Schädel drückt, so daß sie steif wie ein Stab wird. Man kann das machen, sage ich, aber ich empfehle Ihnen nicht es zu versuchen. Wir fanden zwei oder drei Leute in Ägypten, die diesen Trick noch ausführten. Wir haben sie photographiert. Für mich war das die Erklärung dafür, wie die Zauberer Pharaos das Wunder von Moses' Zauberstab wiederholen konnten, denn sein Stab war zweifellos aus Holz. Was die Zauberer vollbrachten, war ein faszinierender Trick.

Das in vieler Hinsicht schwierigste Einzelproblem, das wir in den „Zehn Geboten" zu lösen hatten, war die schier unlösbare Aufgabe, die Stimme Gottes auf die Leinwand zu bringen. Jeder Mensch hört die Stimme Gottes auf seine Weise. Wir hatten uns die Frage vorzulegen: was hörte Moses? In der Midrash Rabbah heißt es, Gott benutzte die Stimme von Moses' Vater Amram, um Moses nicht zu erschrecken. Im Film sagt Moses: „Er offenbarte Sein Wort meinem Geist, und das Wort war Gott." Und so vernehmen wir aus dem brennenden Busch eine Stimme, die väterlich und zugleich voll Mitleid ist. Hinsichtlich der zehn Gebote allerdings ist die Bibel genau. Das war keine leise Stimme. Es waren Befehle, keine Bitten. Im 5. Buch Mose heißt es, daß Gott die Gesetze „mit lauter Stimme" mitten aus dem Feuer, der Wolke und der tiefen Finsternis heraus sprach. Es ist gut, sich heute daran zu erinnern, da man sich anschickt, aus Gott ein Maskottchen zu machen, und vergißt, daß er allmächtig ist. Der Gott der Bibel ist kein Wesen von ungefähr. Es ist ein Gott der Liebe, aber einer Liebe, die brennt. Selbst wenn in der Stimme Gottes, wie wir sie wiedergeben, ein Anflug von Zorn ist — lassen Sie mich daran erinnern, daß Zorn eine Tugend sein kann, nämlich gegen Ungerechtigkeit, gegen Tyrannei, gegen irgendeine Verletzung der Menschenrechte oder die Verehrung Gottes.

Unsere moderne Welt hat Gott als „religiösen Komplex" definiert, und die zehn Gebote als altmodisch verlacht. Aber durch das Lachen drang dann plötzlich der grollende Donner von Weltkriegen, einer schrecklicher als der andere. Eine blutgetränkte, bittere, geteilte Welt, die nicht mehr lacht, sondern nach dem Ausweg ruft. Aber es gibt nur einen Ausweg. Er



Charles Heston als Moses



Präsident David O. McKay

bestand, bevor er auf steinerne Tafeln geschrieben wurde. Er wird immer noch bestehen, längst wenn der Stein zerfallen ist.

Die Zehn Gebote befolgt man nicht, um Gott einen persönlichen Gefallen zu tun. Sie sind die fundamentalen Prinzipien, ohne die die Menschheit nicht zusammenleben kann. Armeen sind mächtig, und Atombomben sind mächtig, ebenso wie Ideologien, die aus blindem Stolz und aus Leidenschaft geboren werden. Aber die Wahrheit Gottes ist mächtiger als alle — und wird ewig bestehen.

Das ist es, was wir versucht haben, in den „Zehn Geboten" darzustellen. Darum haben wir die „Zehn Gebote" gemacht, und darum bitte ich Sie, diesen Film zu benutzen, um das Gute zu fördern, in einer Welt, in der Ihre Kinder leben. Denn von der Befolgung der Zehn Gebote wird es abhängen, ob die Kinder von morgen in Knechtschaft sterben oder in Freiheit leben werden — unter DEM Gesetz.

ZUM 84. GEBURTSTAG VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

Am 8. September dieses Jahres feierte Präsident David O. McKay seinen 84. Geburtstag. Aus diesem Anlaß brachte *The Millenial Star*, das offizielle Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in Großbritannien, eine ausführliche Würdigung aus der Feder von Ält. Elder Richard L. Evans jr., während *The Church News*, Salt Lake City, in ihrer August-Nummer dem Präsidenten einen großen Bildbericht widmete. Beiden Veröffentlichungen entnehmen wir die folgenden interessanten Einzelheiten aus dem Leben des Mannes, der seit dem Jahre 1951 an der Spitze der Kirche steht.

David O. McKay wurde am 8. September 1873 auf einer Farm in der kleinen Ortschaft Huntsville im Staate Utah geboren, wo er die ersten Jahre seiner Kindheit verbrachte und eine tiefe Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen in ihm geweckt wurde, die ihn zeitlebens begleiten sollte. Nach dem Besuch der Universität Utah und wohlbestandenem Abschlußexamen wurde er von 1897—1899 auf eine Mission nach Schottland geschickt und trat schließlich ein Lehramt an der Weber-Stake-Academy an, bis er im Jahre 1906, erst 33 Jahre alt, in den Rat der Zwölf Apostel der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gewählt wurde. Im Jahre 1921 wurde er auf eine Weltreise entsandt, um sämtliche Missionen der Kirche persönlich aufzusuchen. Von den Ämtern und Aufgaben, mit denen David O. McKay in den fünfzig Jahren seiner kirchlichen Tätigkeit betraut wurde, war das Amt des Präsidenten der Europäischen Mission besonders bedeutungsvoll. Aus den reichen Erfahrungen dieser Jahre entstand dann unter seiner Führung in Utah die Ausbildungsstätte für junge Missionare, wie auch die gesamte Sonntagschularbeit durch ihn entscheidende Impulse erhielt. Im Jahre 1951 endlich erfolgte seine Wahl zum Präsidenten der Kirche, nach dem Tode von Präsident George Albert Smith. Für dieses höchste Amt der Kirche war er bestens vorbereitet. In den vergangenen sechs Jahren hat Präsident David O. McKay seine Tätigkeit eher noch verstärkt, seine Reisen noch weiter ausgedehnt und seine Arbeit für die Kirche noch umfassender gestaltet, so daß als äußeres Zeichen dieser Wirksamkeit u. a. der Tempel in Los Angeles eingeweiht werden konnte, ebenso wie der Tempel in Bern (Schweiz), während der Tempel in London seiner Vollendung entgegengeht. Ein Tempel in Neuseeland soll am 20. April 1958 eingeweiht werden.

Präsident David O. McKay heiratete am 2. Januar 1901 Emma Ray Riggs im Tempel von Salt Lake City. Heute ist die Familie des Präsidenten, der sieben Kinder entsprossen sind, auf zahlreiche Enkel angewachsen, die alle bei regelmäßigen Familientreffen mit Eltern und Großeltern zusammenkommen. Der *Millenial Star* veröffentlicht ein Bild von einem solchen Treffen, bei dem der Präsident mit seiner Gattin inmitten der großen Schar von Kindern und Kindeskindern zu sehen ist.

Von früher Jugend an hat der Präsident auf der elterlichen Farm den großen erzieherischen Wert täglicher, harter Arbeit schätzen gelernt. Vielleicht liegt hier eine der Wurzeln seines erfolgreichen Lebens. Bis heute ist sein Tageslauf mit Arbeit ausgefüllt. Bereits um 4.30 Uhr pflegt der 84jährige Präsident aufzustehen, wenn die meisten Bürger von Salt Lake City noch im Schlafe liegen. Oft ist er bereits um 6.30 Uhr, selten später als 7 Uhr, in seinem Büro zu finden. Zehn bis zwölf Stunden täglicher Arbeit von Montag bis Freitag gehören heute noch zum altgewohnten Stundenplan. Kirchliche, menschliche und wirtschaftliche Probleme warten auf ihre Lösung, während zwischendurch zahlreiche Besucher, oft prominente Persönlichkeiten und Ausländer, empfangen werden wollen, von den täglichen Sitzungen und Konferenzen ganz abgesehen. Dazu kommen Korrespondenz und geistliche Vorbereitung. Die Probleme mögen groß oder klein, wichtig oder weniger wichtig sein, sie alle werden auf ihre Art und durch persönliche Entscheidung gelöst. Es gibt nichts Nebensächliches. Nur ein Mann von großer Spiritualität und mit ausgesprochenen Führungseigenschaften — so beschreibt ihn Joseph Lundstrom in den *Church News* — kann in diesem gesegneten Alter noch ein solches Programm erfüllen.

Der Präsident wird als ein Mann von großem moralischen Ansehen geschildert, der es vermocht hat, durch seinen Glauben, seine Stetigkeit und sein Wissen bedeutenden Einfluß auf die junge Generation zu gewinnen. Auch sein Sinn für Humor wird gerühmt. „Ein glänzendes Beispiel eines christlichen Lebens", so nennt ihn Lundstrom, während der *Millenial Star* dem Präsidenten gratuliert in Anerkennung eines Lebens, „das immer ein Beispiel der höchsten Ideale des Evangeliums gewesen ist". Der bekannte amerikanische Filmproduzent Cecil B. DeMille nannte den Präsidenten „einen der großen spirituellen Führer der heutigen Welt". Als solcher wird Präsident David O. McKay in der gesamten Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage verehrt und anerkannt.

DIE 3 SIEBE

Zu Sokrates kam einmal ein Mann und sagte: „Du höre, ich muß dir etwas Wichtiges über deinen Freund erzählen!"

„Warte ein bißchen!" unterbrach ihn der Weise, „hast du schon das, was du mir erzählen willst, durch die drei Siebe hindurchgehen lassen?"

„Welche drei Siebe?"

„So höre gut zu: Das erste ist das Sieb der Wahrheit! Bist du überzeugt, ob alles, was du mir sagen willst, auch wahr ist?" —

„Das nicht! Ich habe es nur von anderen gehört!"

„Aber dann hast du es doch wohl durch das zweite Sieb gesiebt? Es ist das Sieb der Güte!" —

Der Mann errötete und antwortete: „Ich muß gestehen: Nein!" —

„Und hast du an das dritte Sieb gedacht und dich gefragt, ob es nützlich sei, mir das von meinem Freund zu erzählen?" —

„Nützlich? Eigentlich nicht!" —

„Siehst du", versetzte Sokrates, „wenn das, was du mir erzählen willst, weder wahr, noch gut, noch nützlich ist, dann behalte es lieber für dich!" —

DAS UNMÖGLICHE MEISTERN

VON
FENTON L. WILLIAMS

Haben Sie manchmal schwierige Probleme zu lösen oder ernste Hindernisse zu überwinden? Wenn ja, so mag diese kleine Geschichte Ihnen helfen, wie sie auch mir und Dutzenden anderen, die sie gehört haben, geholfen hat.

Kurz vor der Jahrhundertwende wurde ein junger Mann namens Abinadi (abgekürzt Nad) Olsen von seiner Kirche als Missionar nach den weit entfernten Inseln des Südpazifiks gesandt. Einige Jahre nach seiner Rückkehr erzählte er in meiner Gegenwart folgende Begebenheit:

„Ich war mit meinem Auftrag nicht glücklich", sagte Bruder Nad. „Ich beherrschte die Sprache der Inselbewohner nicht und schien gar nichts zustande bringen zu können. Die allgemeinen Verhältnisse waren schlecht. Meine Wohnung war eine primitive Erdhütte. Nach drei Monaten dieses Elends beschloß ich, von Heimweh und Mutlosigkeit geplagt, mit dem nächsten Dampfer zum Missionshauptquartier, das sich auf einer anderen Insel befand, zurückzukehren und ihnen zu sagen, daß ich am Ende sei. Ich wollte heimfahren und keine Zeit mehr verschwenden."

„Dann hatte ich folgendes interessante Erlebnis", fuhr er fort. „Als ich eines Tages auf der Matte auf dem Fußboden meiner Hütte lag, trat ein fremder Mann herein und befahl mir in meiner eigenen Sprache, aufzustehen und ihm zu folgen. Sein Auftreten war so, daß ich ihm einfach gehorchen mußte. Er führte mich zum Tor hinaus und schnurstracks auf eine senkrechte, nackte Felswand zu. ‚Das ist merkwürdig', dachte ich. ‚Diesen Felsen habe ich hier noch nie gesehen.' In dem Augenblick sagte der Fremde: ‚Ich wünsche, daß Sie diese Felswand besteigen.'

Ich schaute erneut hinauf und sagte dann ganz überrascht: ‚Das kann ich nicht. Das ist unmöglich!'

‚Woher wollen Sie das wissen? Sie haben es noch gar nicht versucht', sagte mein Führer.

‚Aber es ist doch sonnenklar, daß . . .' wollte ich einwenden. Aber er unterbrach mich und sagte: ‚Fangen Sie an zu klettern. Suchen Sie mit Ihrer rechten Hand hier einen Halt — dort mit ihrem Fuß.'

Als ich meine Hand ausstreckte, einem Befehl gehorchend, den ich nicht zu mißachten wagte, schien sich in der harten Felswand ein Spalt zu öffnen, und ich klammerte mich fest. Dann fand ich auch einen schmalen Rand für meinen Fuß.

‚Klettern Sie jetzt weiter', befahl er. ‚Strecken Sie Ihre andere Hand aus', und als ich das tat, öffnete sich eine weitere Nische im Felsen, und zu meiner Überraschung begann die Wand sich zurückzuneigen; das Klettern wurde leichter und ich setzte den Aufstieg ohne Schwierigkeiten fort, bis ich plötzlich wieder auf meinem Strohsack in meiner Erdhütte lag. Der Fremde war weg!

‚Warum mußte ich dies erfahren?' fragte ich mich, und die Antwort ließ nicht auf sich warten. Ich hatte diese ganzen drei Monate vor einer imaginären Felswand gestanden. Ich hatte

meine Hand nicht ausgestreckt, um den Aufstieg anzufangen. Ich hatte in Wirklichkeit gar keinen Versuch gemacht — wie ich es hätte tun sollen — um die Sprache zu erlernen und meine anderen Probleme zu meistern."

Daß Bruder Nad nicht mit dem nächsten Dampfer davonfuhr, brauche ich wohl nicht zu sagen. Er blieb; bald hatte er die Sprache erlernt; er wurde ein beispielhafter Missionar, und trotz seiner Jugend gewann er die Liebe und die Achtung der Eingeborenen.

Diese Geschichte ist mir in meinem Leben von unschätzbarem Wert gewesen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich bei meinen Fernkursen in der höheren Mathematik an Bruder Nad zu denken pflegte, sobald ich auf Probleme stieß, die „unlösbar" schienen. Ich pflegte dann damit anzufangen, irgendeine Tatsache über das betreffende Problem hinzuschreiben. Das führte ausnahmslos zu der nächsten Erkenntnis, dann zu einer weiteren, und schließlich zur Lösung des Problems.

Jahrelang habe ich Algebra-Unterricht erteilt. Die Geschichte vom Aufstieg an der Felswand wurde zum festen Bestandteil meines Unterrichts, sobald eine Klasse den Punkt erreicht hatte, wo gedankliche Probleme gelöst werden mußten, und wo die Schüler anfingen zu sagen: „Das ist mir unmöglich; ich weiß genau, daß ich das niemals schaffe." „Der erste Schritt bei der Besteigung der Wand" sagte ich ihnen dann, „ist der, daß man nach genauer Betrachtung des Problems aufschreibt: x gleich . . ., und sich dann erneut dem Problem zuwendet, um etwas zu finden, dem man x gleichsetzen könne". Manche dieser Schüler haben mir später erzählt, von welch großem Wert diese Geschichte für sie gewesen sei — nicht nur bei der Lösung algebraischer Probleme, sondern im Leben überhaupt.

*

Die Moral der Geschichte: Wenn eine wirklich schwierige Sache getan werden muß oder soll — *fanget an!*

Bin ich schwach? So will ich unerschöpfliche Kräfte verwirklichen, da ich ständig von einem allmächtigen Wesen geführt, gelenkt und gehandhabt werde.
Bin ich unwissend? So will ich die höchste Erkenntnis verwirklichen, da mein Verstand immer von einem allwissenden Wesen erleuchtet und genährt wird.
Bin ich elend? So will ich endlosen Frieden und endlose Freude verwirklichen, da ich in ständiger Verbindung mit einem Wesen stehe, das ewiger Friede und ewige Seligkeit ist.
Bin ich vergänglich? So will ich erkennen, daß ich der unsterbliche Geist bin, da mein ganzes Wesen von einer unteilbaren, formlosen und unsterblichen Seele erfüllt ist.
Bin ich in Banden? So will ich die vollkommene Freiheit verwirklichen, da ich mit jedem Atemzug die Atmosphäre der Befreiung in mich aufnehme.
Bin ich klein? So will ich die Unendlichkeit verwirklichen, da ich immer Eins bin mit einem Wesen, welches das ganze All und das unbegrenzte Jenseits durchdringt.
Bin ich ein Geschöpf? So will ich Gott verwirklichen, da ich immer in Gott verbleibe und Gott in mir.

„Initiative heißt: Das Richtige tun, ohne dazu von anderen angehalten worden zu sein" — *Elbert Hubbard*

SIE HANDELN NACH FREIEM WILLEN

Von Douglas C. Miles

Anm. der Schriftleitung: Douglas C. Miles studierte an der Brigham-Young-Universität und der Universität von Utah; er erhielt an beiden Universitäten akademische Grade. Von 1936 bis 1939 wirkte er als Missionar in den östlichen Zentralstaaten Nordamerikas; im Zweiten Weltkrieg war er Marineflieger. Seit dem Kriege ist er im Gebiet rund um Salt Lake City sowohl auf kirchlichem wie auf geschäftlichem Gebiet aktiv und erfolgreich tätig; seit mehreren Jahren ist er außerdem Fremdenführer auf dem Tempelplatz.

An einem Abend des Jahres 1899 schrieb Elbert Hubbard nach dem Abendessen einen Leitartikel, den er ohne Überschrift in der kleinen, von ihm selbst redigierten Zeitschrift „The Philistine" (Der Philister) abdruckte. Diesen Aufsatz schrieb er in einer einzigen Stunde herunter. Selber sagte er später dazu: „Die Worte quollen brennendheiß aus meinem Herzen hervor; ich schrieb sie nieder am Ende eines aufreibenden Tages, an dem ich versucht hatte, einige recht pflichtvergessene Dorfbewohner . . . aufzurütteln."[1]) Er entschloß sich zum Schreiben dieses Artikels nach einem Gespräch mit seinem Sohn, der die Vermutung äußerte, daß ein Mann namens Rowan der wirkliche Held des kubanischen Krieges sei.

Als die Zeitschrift, die den Artikel enthielt, in die Hände der Leser geraten war, trafen bald Bestellungen von Menschen ein, die zusätzliche Exemplare des namenlosen Artikels haben möchten. Bald gingen diese Bestellungen in die Tausende, und eines Tages veranlaßte George H. Daniels von der New Yorker Zentral-Eisenbahnverwaltung sogar den Druck von einer halben Million Exemplaren, die er nachher noch zwei- oder dreimal nachdruckte. Alle Arbeiter und Angestellte dieses Eisenbahnunternehmens erhielten je ein Exemplar ausgehändigt; und sobald Prinz Hilakow, der Generaldirektor der russischen Eisenbahnen, den Artikel zu Gesicht bekam, ließ er ihn ins Russische übersetzen und jedem russischen Eisenbahner ein Exemplar aushändigen. Andere Länder — Deutschland, Frankreich, Spanien, die Türkei, Hindustan und China — folgten diesem Beispiel. Während des russisch-japanischen Krieges fanden die Japaner Exemplare des Artikels bei russischen Soldaten, übersetzten ihn und ließen ihn auf japanisch drucken. Der Mikado befahl, daß jeder Soldat und jeder Staatsbeamte ein Exemplar bekommen sollte. Bald war der Artikel in sämtliche Schriftsprachen der Welt übersetzt und in über 40 Millionen Exemplaren gedruckt. Er gehört nun zu den klassischen Erzeugnissen der amerikanischen Literatur.

Worum handelte es sich bei diesem Aufsatz? Er besagte lediglich, daß beim Ausbruch des Krieges zwischen

[1]) The Note-Book of Elbert Hubbard (Das Notizbuch des Elbert Hubbard), New York 1927, S. 139.

Spanien und den Vereinigten Staaten Präsident McKinley von Amerika vor der Notwendigkeit stand, einem Manne namens Garcia, dem Führer der kubanischen Aufständischen, eine Botschaft zukommen zu lassen. Carcia befand sich irgendwo in den Bergen Kubas; genau wo, das wußte keiner. Niemand wußte, wie man ihm eine Nachricht zukommen lassen könnte. Da sagte irgend jemand dem Präsidenten, daß ein Mann namens Rowan den Garcia ausfindig machen könne. Dieser Rowan bekam nun eine in Ölhaut eingewickelte Botschaft überreicht und wurde vier Tage später in einem offenen Boot an der kubanischen Küste ausgesetzt. Nach drei Wochen tauchte Rowan am anderen Ende der Insel auf, er hatte Garcia die Botschaft überbracht. Hubbard bemerkt: „Was ich herausstellen wollte, war folgendes: McKinley gab Rowan einen Brief, der Garcia überbracht werden sollte; Rowan nahm diesen Brief an sich und fragte nicht: ‚Wo ist Carcia zu finden?'[2])" Darauf erging sich Hubbard in 1200 Worten über die wunderbare Fähigkeit einiger weniger Menschen auf der Welt, eine Sache zu tun, ohne dabei einer führenden Hand zu bedürfen, die sie dabei von Schritt zu Schritt leiten müsse.

Der Herr inspirierte den Propheten Joseph Smith, zu dieser Frage folgendes zu sagen: „Denn sehet, es geziemt sich nicht, daß ich in allen Dingen gebieten sollte; denn wer zu allem angetrieben werden muß, ist ein träger und kein weiser Diener; deshalb empfängt er keine Belohnung. Die Menschen sollten in einer guten Sache eifrig tätig sein, viele Dinge aus freien Stücken tun und große Gerechtigkeit wirken. Denn die Macht ist in ihnen, nach freiem Willen zu handeln, und wenn der Mensch Gutes tut, wird es ihm nicht unbelohnt bleiben."[3])

[2]) a.a.O., S. 140.
[3]) Lehre und Bündnisse 58:26-28.

Jemand sollte diese Botschaft in das Herz eines jeden Mitgliedes der Heiligen der Letzten Tage einbrennen. Viele haben sich diese Lehre schon irgendwo zu eigen gemacht, denn sonst könnte die Kirche sich nicht so entwickeln, wie sie es heute tut. Denken wir z. B., wie es dem Propheten Joseph erging, als der Vater ihm wenig mehr sagte als dieses: „Du wirst ein Werkzeug in meinen Händen zur Errichtung des Reiches Gottes in diesen Tagen sein." Erhielt er genaue Anweisungen über die Art und Weise, wie er vorgehen sollte? Moroni gab Joseph einen inspirierten Bericht, der als das „Buch Mormon" bekannt wurde. Gab Moroni Joseph ins einzelne gehende Anweisungen, wie er den Bericht übersetzen, finanzieren, drucken und verbreiten sollte? Wurde er mit den Gründungsartikeln ausgestattet, nach denen er die Kirche errichten sollte? Erhielt er eine Landkarte, auf welcher der Reiseweg nach Kirtland, Missouri und Nauvoo bereits eingezeichnet war? Wurde ihm gesagt, wie er das sumpfige Stück Land am Mississippi, worauf die Stadt gebaut werden sollte, trocken zu legen hatte? Erhielt er den Text einer Satzung für die Stadt Nauvoo mit genauen Plänen für die Nauvooer Legion? Wurde ihm im einzelnen auseinandergesetzt, wie er, der noch nie ein Hochschulgebäude betreten hatte, eine Universität gründen sollte? Wurde er in Philosophie, Literatur, Volkswirtschaftslehre und Sprachen ausgebildet?

Wir gewinnen einen kleinen Einblick, *wie* all dies wirklich getan wurde, wenn wir uns vergegenwärtigen, was geschah, nachdem Oliver Cowdery in seinen Bemühungen, das Buch Mormon zu übersetzen, gescheitert war. Der Herr sagte: „Siehe, du hast es nicht verstanden, sondern du hast vermutet, es genüge, mich zu bitten, ich würde es dir geben, ohne daß du dir

darüber Gedanken zu machen brauchtest. Doch siehe, ich sage dir: Du mußt es in deinem Geiste ausstudieren und dann mich fragen, ob es recht sei, und wenn es recht ist, will ich dein Herz in dir entbrennen lassen, und dadurch sollst du fühlen, daß es recht ist."[4]) Und im 2. Buch Nephi 28:30: „Denn sehet, so spricht Gott der Herr: Ich will den Menschenkindern Zeile um Zeile geben, Vorschrift um Vorschrift, hier ein wenig und dort ein wenig. Und gesegnet sind die, die auf meine Vorschriften hören und meinem Rat ihr Ohr leihen, denn sie sollen Weisheit empfangen."

Und wie war es denn mit jenen vierzig Männern in Kirtland, Ohio, zu jener Stunde, da das Missionarssystem seinen Anfang nahm? Erhielten sie einen Plan, der ihnen in allen Einzelheiten auseinandersetzte, wie sie ihre Arbeit finanzieren, wo sie hingehen, wen sie aufsuchen und wie sie die Reise finanzieren sollten? Ihnen wurde nichts anderes gesagt als dies: daß sie diese Botschaft des Evangeliums nach ihren besten Kräften in die ganze Welt tragen sollten. Von Einzelheiten war nicht die Rede. Männer wie Amasa Lyman, Orson Pratt, Sidney Rigdon, Luke Johnson, Oliver Cowdery und viele andere wurden zum Dienst gerufen — und sie kamen. So sagte z. B. der Prophet eines Tages zu Bruder Lyman: „Bruder Amasa, der Herr benötigt deine Arbeit in seinem Weinberg." Amasa Lyman war damals erst vor kurzer Zeit bekehrt worden; er war 18 Jahre alt und hatte, nachdem er ungefähr fünf Predigten über den Mormonismus gehört hatte, sein Heim in New Hampshire verlassen und war mit seiner ganzen Habe in einem Rucksack auf dem Rücken 110 km weit marschiert, um sich der neuen Bewegung anzuschließen. Mit der ganzen Kraft seiner neugewonnenen Überzeugung antwortete Bruder Lyman sofort: „Ich gehe."[5]) Als der Verfasser in Virginia Missionsarbeit tat, fanden er und einer seiner Begleiter eines Tages einen isolierten Angehörigen der Kirche, den sie schon lange gesucht hatten. Der 81jährige Mann, dessen Bekehrung schon viele Jahre zurücklag, war in seinem ganzen Landkreis das einzige Mitglied der Kirche, doch war er seinen Überzeugungen immer treu geblieben. Wir saßen in einer klaren Sommernacht auf seiner Veranda unter dem gestirnten Himmel, während er eine Anzahl alter Balladen sang. Auf einmal hielt er in seinem Gesang längere Zeit inne und sagte dann in einem nachdenklichen Tone: „Wissen Sie, ganz für sich allein bellen kann nur ein guter Hund. Jeder x-beliebige Hund im Lande kann bellen, nachdem ein anderer Hund angefangen hat; ganz für sich allein bellen kann aber nur ein *guter* Hund."

Pastor Harry Emerson Fosdick wird folgende Äußerung zugeschrieben: „Glaube ist Einsicht plus Tapferkeit." Einsicht ist die Fähigkeit, zu erkennen und zu wissen, was man im Leben tun und erreichen will. Irgendwie scheint das Prinzip des „Handelns nach freiem Willen" in unserer Philosophie etwas sehr Grundlegendes zu sein. Gewiß hat Joseph Smith dieses Prinzip voll und ganz verstanden, und sicherlich wünschte er, daß auch wir es kennen sollten. Darum lehrte er dieses Prinzip in der denkbar besten Art und Weise, nämlich durch seine Lebensarbeit; vielleicht ist dies sogar die einzige Art und Weise, in der es überhaupt gelehrt werden kann.

Und nach ihm kamen dann Brigham Young und Heber J. Grant und David O. McKay, Ihr Pfahlpräsident, Ihr

[4]) Lehre und Bündnisse 9:7-9.

[5]) Joseph Smith, An American Prophet (Joseph Smith, Prophet Amerikas), von John Henry Evans, The MacMillan Co., New York 1946, S. 74.

Bischof, Sie selbst — und morgen Ihr Sohn.
„Denn sehet, es geziemt sich nicht, daß ich in allen Dingen gebieten sollte, denn wer zu allem angetrieben werden muß, ist ein träger und kein weiser Diener."[6])

[6]) Ibid, S. 74.

AUF *immer* BEFREIT...

Von Epiktet

Wo weder Ehre noch Urteilsfähigkeit vernichtet ist, dort ist auch der Mensch selbst bewahrt geblieben; ist aber eine von beiden verloren gegangen oder niedergerissen worden, dann ist auch er verloren. Daraus bestehen alle großen Ereignisse.

Es heißt von Paris, daß er zugrundeging, weil die Griechen in Troja eindrangen und es verwüsteten, und die Seinen in der Schlacht fielen. Dem ist keineswegs so; denn niemand geht durch eine Tat zugrunde, die nicht die seine ist. All jenes Geschehen bedeutet nicht mehr als die Verwüstung eines Storchennestes. Paris ging zugrunde, als er seinen maßvollen, zuverlässigen, gastfreundlichen und anständigen Charakter verlor.

Wann brach Achill zusammen? Als Patroklus fiel? Keineswegs; sondern als er sich selbst dem Zorn hingab; als er um ein Mädchen weinte; als er vergaß, daß er nicht nach Troja gekommen war, um eine nette Freundin zu finden, sondern um zu kämpfen. Menschliche Vernichtung, Niederlage, Untergang triumphiert erst, wenn die wahren Grundsätze geschändet und zerstört werden . . .

Was hindert den, der diese Dinge richtig erkennt, daran, leichten und hellen Herzens zu leben in ruhiger Erwartung des Kommenden, und zufrieden zu tragen, was geschehen ist? Armut? — Bring sie mir, und du wirst erfahren, was Armut bedeutet, wenn sie jemanden gefunden hat, der die Rolle des armen Mannes gut spielen kann! Kraft? — Verschaffe mir gleichzeitig mit ihr schwere Arbeit! Verbannung? — Wohin ich auch gehe, ich werde mich dort wohl befinden, denn ich befand mich ja auch hier wohl nicht des Ortes, sondern der Grundsätze wegen, die ich bei mir trage, und die mir niemand rauben kann. Im Gegenteil: Sie allein sind mein wahrer Besitz, der mir nicht genommen werden kann, und wenn ich sie behalte, bin ich zufrieden, wo ich auch bin und was ich auch tue.

„Jetzt aber ist deine Sterbestunde da!"

Warum sagst du ‚Sterbestunde'? Rede doch nicht in solch tragischem Tonfall davon, sondern sage, was wahr ist: Daß die Stunde da ist, in der sich ein zusammengesetztes Stück Materie wieder in seine Elemente auflöst. Was ist daran Schreckliches? Welcher Teil der Welt geht damit verloren? Was geschieht damit Neues oder Erstaunliches? Ist ein Tyrann deshalb so fürchterlich, kommen uns deswegen die Schwerter seiner Schergen so breit und scharf vor? — Versuche diese Dinge an andern; ich für mein Teil habe das Ganze ausprobiert. Niemand besitzt Gewalt über mich. Gott hat mich freigemacht. Ich kenne seine Gebote. Darüber hinaus kann mich niemand knechten.

WISSENSCHAFT UND GLAUBE!

VON PROF. DR. HENRY EYRING · DEKAN AN DER UNIVERSITÄT DES STAATES UTAH

NACH EINER RUNDFUNKANSPRACHE

. . . Man hat mich als Wissenschaftler angekündigt. Ich bezeichne mich aber auch gerne als einen Mann, der das Evangelium Jesu Christi liebt. Für mich besteht keine ernste Schwierigkeit, wenn es sich darum handelt, die Grundsätze wahrer Wissenschaft mit denen des wahren Gottesglaubens in Einklang zu bringen, denn beide befassen sich mit den ewigen Wirklichkeiten des Weltalles.

Gleichwohl gibt es viele Menschen — zumal unter den jungen Leuten — die das Feld der Wissenschaft und das des Gottesglaubens als zwei gänzlich verschiedene Bereiche betrachten, jeder getrennt für sich bestehend und ohne Beziehungen zum andern. Tatsächlich gibt es noch immer weltliche und geistige Gelehrte, die sich und der von ihnen vertretenen Sache einen schlechten Dienst erweisen, indem sie lehren, diese beiden Gebiete ständen sich feindselig gegenüber und könnten miteinander nicht in Einklang gebracht werden.

Deshalb möchte ich gerne meine Ansprache an diejenigen richten, die in einem inneren Zwiespalt stehen zwischen den überlieferten Lehren des christlichen Glaubens einerseits und den Ergebnissen oder Erklärungsversuchen der wissenschaftlichen Forschung andererseits. Ich glaube, viele unserer jungen Leute sind in ihrem geistigen und seelischen Leben verarmt, weil sie gedankenlos den Glauben ihrer Väter über Bord geworfen, haben, nur um als „wissenschaftlich" und „sachlich" zu gelten. So haben sie viel Wertvolles verloren, ohne einen gleichwertigen Ersatz dafür zu bekommen.

Ich bin aber gleichzeitig der Überzeugung, daß manche Theologen an dieser geistigen Verarmung mitschuldig sind, weil sie in ihrer starren Verknöcherung und Rechthaberei kein Verständnis haben für das Suchen und Fragen der Jugend, die Hilfe braucht und Hilfe sucht.

Der wahre Gottesglaube ist niemals eng und beschränkt. Er befaßt sich mit dem ganzen Menschen und dem ganzen Weltall, in dem er lebt. Er umschließt sein Verhältnis zu sich selbst, zu seinem Mitmenschen, seiner Umgebung und zu Gott, seinem Schöpfer.

Über den Verfasser

Henry Eyring, Dekan und Chemieprofessor an der Universität von Utah und Ehrenbürger der weltberühmten Princeton-Universität, deren Lehrkörper er 15 Jahre lang angehörte, wurde im Jahre 1901 in der Stadt Colonia Juarez in Mexiko geboren, wohnt aber bereits seit seiner frühesten Jugend in den Vereinigten Staaten. Er gilt als der Vater der „Theorie der absoluten Reaktionsgeschwindigkeiten", der grundlegenden Theorie aller chemischen Reaktionen, die zu einem neuen Verständnis so grundverschiedener Dinge wie Fieber und Narkose, der langsamen Gletscherbewegung, der Strömungen in Flüssigkeiten und der Eigenschaften von Kunststoffen geführt hat. Nach seiner Promotion im Jahre 1927 arbeitete er auch einige Zeit an der Universität Berlin. Die Universität Princeton sagte von ihm: „Seine tief verwurzelten religiösen Überzeugungen und sein außerordentlicher wissenschaftlicher Scharfblick haben ihn zu dem reifen Menschen gemacht, den Princeton mit Freude in den Reihen seiner Ehrenbürger willkommen heißt."

Er ist deshalb unbegrenzt und so grenzenlos wie die Ewigkeit, die vor einem jeden Kinde Gottes liegt. „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Welch eine Herausforderung liegt in diesen Worten des Meisters, eine Herausforderung, sich selbst zu entwickeln und zu entfalten, zu streben, zu lernen, zu suchen, fortzuschreiten, um einmal wie Gott zu werden!

Fünf verschiedene Welten entdeckt und teilweise erforscht

Der Mensch hat in seinem unermüdlichen Suchen nach Wahrheit fünf verschiedene Welten entdeckt und erforscht. Diese Welten sind nach Raum, Zeit und Maßeinheiten sehr verschieden. In unserer tagtäglichen Welt kommen wir mit Sekunden und Metern ganz gut durch. In der chemischen Welt der Kleinstwesen, der Moleküle und Atome vollbringen die Elektronen ihre Bewegungen in einem hundertmillionsten Teil einer Sekunde; würde man hundert Millionen dieser Atome nebeneinanderlegen, sie würden kaum drei Zentimeter Platz beanspruchen.

Im innersten Kern eines Atoms betreten wir eine dritte Welt, wo sich die Bewegungen noch hundertmillionenmal schneller vollziehen und die Räume tausendmal kleiner sind.

In der vierten Welt, in der Welt der Himmelskörper, mißt man die Umdrehungen der Planeten in Lichtjahren, und die Maßeinheit der Entfernungen, das sog. Lichtjahr, beträgt ungefähr sechzehntausend Millionen Kilometer.

Und schließlich kommen wir zur geistigen Welt, wo die Zeiten nach Ewigkeiten gemessen werden und die Räume unbegrenzt sind. So können wir in Gedanken die ganze Reise vom fast unendlich Kleinsten bis zum unendlich Größten zurücklegen.

Merkwürdig, nicht wahr, daß es gute Menschen gibt, die uns glauben machen möchten, daß der Mensch, der all diese wunderbaren Dinge versteht und sie wenigstens zum Teil meistert und beherrscht, dieser Mensch sei nichts mehr als der Staub der Erde, zu der sein Körper zurückgeht! Für mich ist dies unglaublich und unglaubbar.

Der Geist des wahren Gottesglaubens

Ich bin glücklich, einem Volke anzugehören, das durch seine ganze Geschichte hindurch zum Lernen und Studieren, zum Forschen und Suchen nach Wahrheit und Erkenntnis, zur Pflege der Wissenschaften und Künste angespornt hat — einem Volke, das auf seine Fahne so hohe Wahlsprüche geschrieben wie diese: „Der Mensch kann in Unwissenheit nicht selig werden." — „Die Herrlichkeit Gottes ist Intelligenz oder Licht und Wahrheit." — „Alle Grundsätze der Weisheit, die wir uns in diesem Leben aneignen, werden mit uns in der Auferstehung hervorkommen."

Uns wurde die folgende göttliche Ermahnung gegeben:

„Lehret fleißig und meine Gnade wird euch begleiten, damit ihr vollkommener unterrichtet werdet in der Lehre, den Grundsätzen und Vorschriften und im Gesetz des Evangeliums, und in allen Dingen, die zum Reiche Gottes gehören, und die zu verstehen, euch nützlich sind;

in Dingen des Himmels und der Erde und unter der Erde; Dingen, die gewesen sind, die sind, und die sich in Kürze ereignen werden; Dingen in der Heimat und in der Fremde; Kriegen und Verwicklungen von Völkern, und den Gerichten, die über dem Lande schweben, und auch in der Erkenntnis von Ländern und Reichen."

Hier haben wir den Geist des wahren Gottesglaubens, den Geist des auf-

richtigen Suchens nach Wahrheit und Erkenntnis aller Dinge im Himmel und auf Erden.

Die Stellung des Menschen im Weltall

In Zeiten der Unsicherheit, wie wir sie gegenwärtig durchleben, bemühen sich denkende Menschen besonders eifrig um das richtige Verständnis des Menschen und seiner Stellung im großen Plan der Dinge. Dieses Verständnis ist ein Problem, das nicht im Laboratorium allein gelöst werden kann; viele Lösungen und Antworten können nur aus dem Bereiche des Geistes kommen. Es ist wichtig, daß die Menschen guten Willens ihre Kraft, ihre Gaben und ihr Wissen auf ihren Sondergebieten anwenden und sich gegenseitig unterstützen beim Aufbau einer besseren Welt — jener Welt, die gläubige Menschen zu allen Zeiten herbeigesehnt und für die sie gearbeitet haben.

Große Wissenschaftler waren Männer des Glaubens

Nun ist der Wissenschaftler natürlich nicht in allen Fällen ein Sachverständiger in religiösen Fragen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht an die großen Grundsätze des Christentums glaubt. Viele der hervorragendsten Bahnbrecher der Wissenschaft waren Männer des Glaubens, deren Wissen auf ihren Sondergebieten ihr Gefühl für das Vorhandensein einer großen geistigen Welt nur gestärkt und veredelt hat.

Unter den größten Wissenschaftlern einige auszuwählen, um sie als Beispiele anzuführen, ist immer ein gewagtes Unternehmen, doch zählen unter den Mathematikern Archimedes, Newton und Gauß unbestritten zu den bedeutendsten.

Von den religiösen Ansichten des Archimedes ist sehr wenig bekannt, um



Der Verfasser

so mehr aber von den beiden anderen. E. T. Bell, selber ein hervorragender Mathematiker, schreibt in seinem Buche „Men of Mathematics": „... Newton glaubte vorbehaltslos an einen allweisen Schöpfer des Weltalles, und er selbst verglich sich mit dem am Meeresufer spielenden Knaben, vor dem sich das weite, grenzenlose Meer des Wissens ausdehnt. Er glaubte deshalb fest daran, daß es nicht nur im Himmel viele Dinge gebe, die über seine Philosophie weit hinausreichten, sondern auch auf Erden übergenug, und er machte sich zur Aufgabe, für sich selbst zu verstehen, was die Mehrzahl seiner intelligenten Zeitgenossen als selbstverständlich hinnahmen — den überlieferten Bericht von der Schöpfung."

Der große Mathematiker Gauß ließ seine Ansicht durchblicken als er sagte: „Es gibt Probleme, deren Lösung ich unendlich größere Bedeutung zumessen möchte als denen der Mathematik, z. B. Probleme der Sittlichkeit, oder unseres Verhältnisses zu Gott, oder betreffs unserer Bestimmung und Zukunft."

Noch manche könnten angeführt werden, um darzutun, daß es durchaus möglich ist, beides zu sein: Wissenschaftler und Gläubiger. Es wäre natürlich töricht, zu glauben, alle hervorragenden Wissenschaftler seien religiöse Männer gewesen. Aber ich denke, die meisten von ihnen waren so demütig und aufrichtig, anzuerkennen, daß es im Leben der Menschen Kräfte und Einflüsse gibt, die so wirklich wie mächtig sind, obwohl sie, die Wissenschaftler, in ihrer Erfahrung keine persönliche Bekanntschaft mit solchen Kräften gemacht haben.

Ich glaube, die wenigsten von ihnen würden das Vorhandensein von Dingen bestreiten, nur weil sie sie nicht verstehen; so wenig wie sie Wert und Wirklichkeit geistiger Erfahrungen anderer leugnen würden, nur weil sie selbst keine solchen Erfahrungen gehabt.

Es ist reizvoll, zu untersuchen, welche Mittel und Wege dem Menschen offen stehen, der nach religiöser Wahrheit sucht. Die vier Evangelien erzählen die Geschichte vom Sohne Gottes, der in die Welt kam, ein vorbildliches Leben führte, gestorben ist und auferweckt wurde. Wenn wir diesen Bericht als wahr anerkennen, ist die Notwendigkeit eines gottgläubigen Wandels über jeden Zweifel erhaben. Ungleich den Laboratoriumsversuchen kann das Geschehen der Weltgeschichte nicht immer wiederholt werden, nur deshalb, weil wir nicht ganz sicher sind, was die Ereignisse bedeuteten. In diesem Sinne unterscheidet sich der Gottesglaube von den Laboratoriumswissenschaften wie der Chemie und Physik, und gleicht mehr der Sternkunde und der geschichtlichen Erdkunde, bei denen wir uns teilweise auf Schlußfolgerungen verlassen müssen. Wenn aber unser Forschen weit und sorgfältig genug ist, brauchen wir uns über das Endergebnis keine Sorge zu machen.

„Wer da will des Willen tun . . ."

Der Herr selbst hat uns den Weg vorgezeichnet, als Er sagte: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. Wer da will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." (Joh. 7 : 16, 17.)

So möchte ich den jungen Leuten, die sich geneigt fühlen, beim Verfolgen ihrer anderen Studien die Religion über Bord zu werfen, oder links liegen zu lassen, raten, ihr Leben zu bereichern, indem sie den Gottesglauben pflegen und Anteil nehmen an den Dingen des Geistes. Ein solcher Glaube wird ihre Leistungen auf anderen Gebieten niemals beeinträchtigen, sondern er wird ihr Denken und ihren Gesichtskreis erweitern und ihren Charakter vertiefen und stärken.

Die Wissenschaft hat den Gottesglauben gestärkt

In diesem Zusammenhang möchte ich feststellen, daß die Wissenschaft dem Gottesglauben einen Dienst erwiesen hat. Der Geist der Wissenschaft ist der Geist des Forschens und Suchens nach Tatsachen und Wahrheiten. Dies ist letzten Endes auch der Geist wahren Gottesglaubens. Der Heiland sagte: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan." Der Wissenschaftler hat streng genommen diese vom Heiland so stark betonte Grundlage des Glaubens bestätigt, und indem er dies getan, hat er der Religion einen neuen Auftrieb gegeben.

Die Wissenschaft hat auch die Religion insofern gestärkt, als sie mitgeholfen hat, die Spreu der Unwahrheit vom Weizen der Wahrheit zu trennen. Mutet es uns heute nicht seltsam an, daß vor alters der Glaube frommer Menschen davon abhing, ob die Erde flach sei oder eine Kugelgestalt habe? Als sie aber mit der Zeit herausfanden,

daß die Erde wirklich rund ist, da haben ihre grundlegenden religiösen Begriffe diese „Entdeckung" ohne großen Schaden überlebt. Tatsächlich wurde der wahre Gottesglauben immer gestärkt, wenn er von der Spreu des Aberglaubens gesäubert wurde.

In neuerer Zeit waren wir genötigt, sowohl die alte Bestimmungslehre des klassischen Mechanismus wie auch die Vorstellung von der Unzerstörbarkeit des Stoffes aufzugeben. Unter der mechanischen Bestimmungslehre verstand man die Möglichkeit, daß ein genügend vorgebildeter Mathematiker von einem bestimmten Gesichts- oder Zeitpunkt aus das ganze künftige Geschehen vorausberechnen könne. Das ließ natürlich keinen Raum für den großen religiösen Grundsatz der freien Wahl. Dann brachte die Quantenmechanik den Grundsatz der Unsicherheit, der die Möglichkeit einer genauen unabänderlichen Vorausbestimmung der Zukunft ausmerzte und mehr dem grundsätzlichen Christenglauben zuneigte, daß der Mensch sich der Wahl- und Willensfreiheit als einer göttlichen Gabe erfreut.

Die Atombombe bestätigt eine Tatsache, die schon früher in Verbindung mit der Relativitätstheorie und Laboratoriumsversuchen entdeckt wurde: daß Stoff verschwinden kann, um als Kraft wieder aufzutauchen. Diese Berichtigung unseres vorherigen Begriffes von Stoff und Kraft gibt der Lehre, daß der Geist nichts anderes ist als ein unendlich verfeinerter Stoff, erhöhte Bedeutung.

Der Gottesglaube hat der Wissenschaft geholfen

Geradeso wie die Wissenschaft den Gottesglauben gefördert hat, so hat andererseits auch die Religion in ihrer feinsten Form der Wissenschaft neuen Antrieb gegeben. Ich möchte aus unsern neuzeitlichen Offenbarungen folgendes anführen: „Was von Gott kommt, ist Licht; wer das Licht annimmt und darin verbleibt, erhält mehr Licht, und das Licht wird immer heller in ihm, bis es vollkommener Tag ist."

Wenn ich im christlichen Gottesglauben eine grundlegende Lehre entdekken kann, ist es die des *ewigen Fortschritts* — daß es für den Menschen, der nach Wahrheit trachtet, kein Ende des Fortschrittes gibt. Der Tod ist nicht das Ende; er ist nur ein weiterer Schritt vorwärts auf dem Wege zur Seligkeit, den uns Christus mit Seinem Sühnopfer gebahnt hat. Dies ist der Geist wahrer Wissenschaft — das beständige, ewige Suchen und Trachten nach Wahrheit.

Die Lehre vom Wert der Menschenseele

Aber dies ist nicht alles. Es ist weitgehend der christlichen Lehre vom Wert der Menschenseele zu verdanken, daß die Wissenschaft frei wurde und in dieser Freiheit blühen und gedeihen kann. Auch die Männer der Wissenschaft sind sehr bekümmert wegen der Tatsache, daß Hunderte von Millionen von Menschen ihrer Freiheit beraubt oder in ihr stark eingeschränkt sind, worunter natürlich auch die wissenschaftliche freie Forschung leidet. Ich bin sehr dankbar dafür, in einer Zeit und einem Lande leben zu dürfen, wo ein Mensch in hohem Maße das tun kann, was er sich erwählt hat, und daß man ihm keine Vorschriften macht, wie er das tun soll. Ich betrachte es als eine der größten Segnungen, die wir auf dem Wege über die christliche Gesittung empfangen haben, und die, wie ich glaube, uns zu einem großen Volke gemacht hat.

Lassen Sie mich zum Schluß noch einen weiteren Punkt betonen. Die wissenschaftliche Methode, die uns beim Lösen und Entfalten der Geheimnisse

dieser Welt so unschätzbare Dienste geleistet hat, muß noch durch etwas anderes ergänzt werden, wenn wir uns der gewonnenen Kenntnisse und Segnungen ungetrübt und voll erfreuen wollen. Es ist die große Sendung und Gelegenheit des Gottesglaubens, die Menschen „den Weg, die Wahrheit und das Leben" zu lehren, damit sie die Entdeckungen des Laboratoriums zu ihrem Segen und nicht zu ihrer Vernichtung anwenden lernen. Wir brauchen mehr Geistigkeit, jene Geistigkeit, die zur menschlichen Bruderschaft führt; sie muß Hand in Hand gehen mit dem wissenschaftlichen Fortschritt unserer Zeit.

Gebe Gott, daß wir beim Erforschen der Geheimnisse Seiner Schöpfung auch Seine großen religiösen Wahrheiten kennenlernen, die zu übersehen oder geringzuschätzen wir so leicht geneigt sind. Erst dann werden uns unsere Anstrengungen zum Segen gereichen!

GEDANKEN DES

MATTHIAS CLAUDIUS

ÜBER FREUNDSCHAFT

Das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei!
Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkommt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei, und eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache!
Mache nicht schnell jemand zu deinem Freund; ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein! Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest du dann sein Freund; das soll ja jeder wildfremde, unparteiische Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und Schutz nehmen.
Eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung, und wo sie ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch erleiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigt sie, und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch.
Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt, und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

WIE DAS TEUFELCHEN DES BAUERN BROT GEWANN

VON LEO TOLSTOI

Einst fuhr ein armer Bauer in aller Herrgottsfrühe auf seinen Acker hinaus, und da er so früh am Tage noch nichts gegessen hatte, nahm er sich ein Stück Brot mit. Auf dem Felde angekommen, legte er das Brot unter einen Strauch, deckte es mit seinem Rock zu und machte sich ans Pflügen. Nach einer Weile, als sein Pferd müde geworden war und ihn selber hungerte, ließ er den Pflug in der Furche stehen, spannte sein Pferd aus und ging zum Strauch, um sein Brot zu holen. Als er aber den Rock aufhob, war das Brot nicht mehr da. Er sucht, dreht den Rock um, schüttelt ihn — vom Brot keine Spur! Das nimmt den Bauern wunder:

„Seltsam", denkt er, „nicht eine Menschenseele habe ich gesehen und doch muß jemand das Brot genommen haben."

Das hatte aber ein Teufelchen getan; während der Bauer pflügte, hatte er das Brot geholt und saß jetzt hinter dem Strauch, begierig zu hören, wie der Bauer schimpfen und ihn, den Teufel, beim Namen nennen würde.

Der Bauer aber tat nichts dergleichen; zwar war er tief bekümmert und seufzte aus Herzensgrund, doch faßte er sich bald und sagte: „Ach was! Ist das Brot auch verschwunden, so werde ich davon nicht gleich Hungers sterben! Offenbar hatte es der nötig, der es mir genommen hat. Möge es ihm gut bekommen!" Er ging zum Brunnen, trank sich satt und lagerte dann im Gras, um ein wenig auszuruhen. Nach einer Weile stand er auf, fing sein Pferd ein und machte sich von neuem an die Arbeit.

Dem Teufelchen waren aber schier die Sinne vergangen, als es sah, daß es ihm nicht gelungen war, den Bauern zur Sünde zu verführen; es eilte hinweg und lief schnurstracks zur Hölle, um sich beim Obersten aller Teufel Rat zu holen. Da kam es aber schlecht an: als es dem Teufel aller Teufel erzählt hatte, wie es dem Bauern das Brot gestohlen habe und wie dieser nicht geschimpft, sondern sogar noch ein „Wohl bekomm's!" gewünscht hätte, da packte den Obersten aller Teufel der Zorn, und er schrie das kleine Teufelchen an:

„Du bist schuld, nur du allein! Wenn der Bauer über dich die Oberhand gewonnen hat, dann nur deswegen, weil du nicht verstanden hast, ihn zu verführen. Was soll denn mit uns werden, wenn sich die Bauern an diese neuen Manieren gewöhnen, dann tun es ihnen die Weiber nach, und wir können zusehen, wo wir bleiben! Das kann ich nicht zulassen! Pack dich auf die Erde und sieh zu, wie du dir das Brot des Bauern verdienst! Wirst du aber in drei Jahren mit dem Bauern nicht fertig, dann bade ich dich in geweihtem Wasser!"

Dem Teufelchen fuhr die Angst in alle Glieder, geschwind lief es auf die Erde zurück und überlegte, wie es dem Bauern beikommen könnte. Tage und Nächte sann der kleine Teufel darüber nach, dann war sein Entschluß gefaßt: er nahm die Gestalt eines treuherzigen und biederen Burschen an und verdingte sich zum armen Bauern als Knecht. Und dieser brave Knecht redete seinem Herrn zu, er möge sein Getreide in nasse und sumpfige Erde säen. Der Bauer hörte auf den Rat und tat, was der Knecht ihn lehrte. Es fiel aber in diesem Jahr ein trockener

Sommer aus, und die Sonne versengte alle Felder, dem armen Bauern jedoch wuchs das Korn dicht und hoch und setzte an, daß es eine wahre Pracht war. So hatte der Bauer das ganze Jahr genug zu essen, und es blieb ihm noch viel Korn übrig.

Und als ein Jahr um war, redete der Knecht seinem Herrn zu, er möge es doch jetzt mit dem Acker am Berge versuchen. Es regnete aber in diesem Sommer ohne Unterlaß, auf allen Feldern lag das nasse Korn danieder, wurde schwarz und faul, bei unserem Bauern jedoch geriet es auf den Feldern am Hang vortrefflich. Noch mehr Korn häufte er in seinem Speicher an, und als er nun darüber nachdachte, was er mit all dem Korn tun sollte, da lehrte ihn der Teufelsknecht die Kunst des Schnapsbrennens, und der Bauer folgte dem Rat und brannte sein Korn zu Schnaps. So begann er selber zu trinken und verführte andere dazu.

Als es so weit war, lief das Teufelchen hin zum Obersten aller Teufel und sagte ihm, jetzt sei es so weit, jetzt habe er sich das Brot redlich verdient. Da machte sich der Teufel aller Teufel auf den Weg, um sich selbst davon zu überzeugen, was an den Worten des kleinen Teufelchens wahr sei.

Wie er in die Hütte des armen Bauern tritt, sieht er: die reichen, angesehenen Bauern sind dort zu Gast und werden mit Schnaps bewirtet. Die Bäuerin geht mit den gefüllten Gläsern von einem Gast zum andern und bietet einem jeden sein Glas an. Da stößt sie unversehens an die Tischdecke und — schwups! — schwappt ihr ein Glas über. Voller Zorn fährt da der Bauer seine Frau an:

„Teufel noch einmal! Nimm dich doch in acht, du dumme Gans! Hast du denn Spülwasser im Glas, du Trampel, daß du das kostbare Gut auf den Boden schüttest!"

Das Teufelchen stößt den Obersten der Teufel an und kichert:

„Siehst du, jetzt würde er nicht mehr ruhig bleiben, wenn ich ihm sein Brot nähme!"

Nachdem er sich satt geschrien hatte, machte sich der Bauer selber daran, seine Gäste zu bewirten. Da tritt sein Nachbar, ein armer Mann, in die Stube, er kommt von der Arbeit, kommt ungeladen, grüßt, setzt sich nieder und schaut umher. Er sieht, alle haben volle Schnapsgläser vor sich, und da kommt auch ihn die Lust an, müde wie er ist, sich ein Gläschen Branntwein zu genehmigen. Eine ganze Weile schon sitzt er da und wartet darauf, daß der Bauer ihm etwas anbietet, doch er murmelt nur in seinen Bart:

„So viel Schnaps habe ich nicht, um jedem Herumgelaufenen einzuschenken."

Auch das gefiel dem Obersten der Teufel. Das Teufelchen aber rühmt sich:

„Warte nur, es kommt noch besser!" Und als die Gäste genug getrunken hatten und auch der Gastgeber mit dem Schnaps nicht zurückhielt, da fingen sie an, einander zu schmeicheln, einer nannte den anderen seinen liebsten Freund, und nichts wie ölige, gleisnerische Reden flossen von ihren Lippen. Der Oberste der Teufel lobte auch dieses:

„Wenn dies Getränk die Menschen dazu führt, daß sie wie Füchse umeinander herumschwänzeln und dabei nur darauf bedacht sind, einander zu betrügen, dann werden sie bald in unseren Händen sein."

„Warte nur, wie es weitergeht, laß sie noch ein Glas trinken!" sagte das Teufelchen. „Jetzt sind sie wie Füchse, einer schwänzelt vor dem anderen und denkt nur in seinem Sinn, wie er ihn übers Ohr hauen könnte, bald aber werden sie böse sein wie reißende Wölfe."

Und wirklich, kaum war ein weiteres Glas die Gurgeln hinabgeflossen, da

klangen die Reden lauter und gröber, statt der öligen Schmeicheleien flogen böse, giftige Worte hin und her, und bald mischten sich auch die Fäuste in den Streit. Der Gastgeber tat eifrig mit und stand nicht tatenlos beiseite, bald hatten seine Gäste auch ihn krumm und lahm geschlagen, und Blut tropfte aus seiner Nase.

Der Teufel schaut sich beinahe die Augen aus dem Kopf, und alles das gefällt ihm über alle Maßen gut.

„Prächtig", sagt er, „nur immer so weiter!"

Das Teufelchen aber meint:

„Warte nur, es kommt noch schöner! Haben sie erst das dritte Glas getrunken, dann sind sie nicht mehr reißende Wölfe, dann werden sie zu Säuen."

Und so kam es auch: kaum hatten die Bauern das dritte Glas hinuntergespült, da wurden ihre Glieder matt und schwer, einer brabbelt vor sich hin, der andere schreit und weiß selbst nicht was, und alle merken sie nicht, daß sie einander nicht mehr verstehen. Endlich machen sie sich auf den Heimweg, allein, zu zweit, zu dritt, kaum aber haben sie die Stube verlassen, da fallen sie auch schon der Länge nach hin, mit ihnen der Gastgeber, der ihnen das Geleit geben wollte. Von oben bis unten verdreckt, liegt er wie ein Eber in einer Pfütze und grunzt.

„Einen guten Trunk hast du da zusammengebraut", lobte da der Oberste aller Teufel das kleine Teufelchen. „Du hast dir des Bauern Brot redlich verdient! Aber sage mir doch, woraus du das Getränk gemacht hast. Ich möchte meinen, das Blut von drei Tieren ist darin. Vom Blut des Fuchses hast du genommen, davon wurde der Bauer schlau wie ein Fuchs, vom Blut des Wolfes wurde er wütend, und endlich mußt du auch Blut vom Schwein hineingerührt haben, denn davon wurde er zum Schwein."

„Nein", gab das Teufelchen zur Antwort, „alles das habe ich nicht getan. Ich schenkte dem Bauern einen Überfluß an Korn, das war alles, was ich zu tun hatte. Das tierische Blut floß schon immer in seinen Adern, doch hatte es keine freie Bahn, solange er nur so viel Brot hatte, daß er damit seinen Hunger stillen konnte. Damals tat ihm das letzte Stück Brot nicht leid. Kaum hatte er Brot im Überfluß, da begann er darüber zu sinnen, was er zu seinem Vergnügen tun könne, und da zeigte ich es ihm und lehrte ihn Schnaps zu trinken. Als er aber erst einmal begonnen hatte, das Korn, diese Gabe Gottes, zu Schnaps zu brennen, um seiner Lust Genüge zu tun, da wurde in ihm das Blut des Fuchses und des Wolfes und des Schweines mächtig. Jetzt wird er ein Tier bleiben, solange er von dem Schnaps nicht lassen kann".

Da sprach der Oberste aller Teufel dem kleinen Teufelchen seine höchste Anerkennung aus, vergab ihm seinen Fehler und verlieh ihm Amt und Würden in seinem teuflischen Reich.

Denkst du an ein Jahr,
säe ein Samenkorn,
Denkst du an ein Jahrzehnt,
pflanze einen Baum,
Denkst du an ein Jahrhundert,
erziehe einen Menschen.

Chinesisches Sprichwort

CREDO

Von Helen Keller

Ich glaube, daß wir hier auf Erden nach den Lehren Christi leben können, und daß die größte Glückseligkeit für die Welt dann eintreten wird, wenn die Menschen den Willen Gottes erfüllen: „Liebet euch untereinander!"
Ich glaube, daß eine jede Frage von Mensch zu Mensch eine religiöse Frage ist und ein jedes soziales Übel gleichzeitig ein moralisches Übel.
Ich glaube, daß wir auf Erden nach dem Willen Gottes leben können. Und wenn dann der Wille Gottes erfüllt worden ist, auf Erden wie im Himmel, dann wird ein jeder Mensch seinen Nächsten lieben und ihn so behandeln, gleichwie er selber behandelt werden möchte.
Ich glaube, daß die Wohlfahrt aller die Wohlfahrt eines jeden bedingt.
Ich glaube, daß das Leben uns nur dazu gegeben worden ist, damit wir an Liebe zunehmen. Und ich glaube, daß Gott in mir ist, wie die Sonne in den Farben und in dem Duft der Blumen, als — das Licht in meiner Dunkelheit und die Stimme in meinem ewigen Schweigen.
Ich glaube, daß ein schwacher, gebrochener Sonnenstrahl der Wahrheit die Menschen berührt hat. Ich glaube, daß die Liebe das Königreich Gottes auf Erden errichten wird und daß die Grundpfeiler dieses Königreiches die Freiheit, die Treue, die Brüderlichkeit und die Hilfsbereitschaft für einander sein werden.
Ich glaube, daß nicht das winzigste Gute verloren gehen kann und daß alle Menschen den Willen, den Wunsch und die Sehnsucht hegen, daß das Gute existieren möge in alle Ewigkeit.
Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele, denn ich trage eine unsterbliche Sehnsucht danach in mir. Ich glaube, daß der Zustand, in den wir nach dem Tode eingehen, aus unseren Motiven, Gedanken und Taten gewirkt ist. Ich glaube, daß ich im nächsten Leben über die Sinne verfügen werde, die mir jetzt hier mangeln, und daß meine dortige Heimat reich sein wird an Farben, an Musik, an Reden der Blumen und Menschen, die mir teuer sind.
Ohne diesen Glauben hätte mein Leben keinen Sinn. Ich wäre dann nichts weiter als eine „Säule der Dunkelheit inmitten des Dunkels". Menschen, im Vollbesitz ihrer körperlichen Sinne, bemitleiden mich. Aber sie tun es nur, weil sie das goldene Zimmer, in dem ich voller Wonne mich aufhalte, nicht sehen. Denn, wie dunkel mein Pfad auch immer sein mag, ich trage ein magisches Licht in meinem Herzen. Der Glaube, der geistliche Scheinwerfer, erleuchtet mir den Weg, und wenn auch dunkle Zweifel in den Schatten lauern, so setze ich trotzdem meine Straße fort, dem verzauberten Walde entgegen, wo die Blätter immer grün sind, wo die Freude ewig herrscht, wo die Nachtigallen ihre Nester bauen und ihre Lieder singen, wo das Leben und der Tod in Gottes eigener Gegenwart eins geworden sind.



AUS DEN MISSIONEN

OSTDEUTSCHE MISSION

Die große Pionier-Jugendtagung der Ostdeutschen Mission im Wewelsburger Schloß



Eingebettet in das saftige Grün des Almetales und eingerahmt von den sanften Hängen des Teutoburger Waldes liegt das verträumte westfälische Städtchen Wewelsburg. Hoch über den sauberen Fachwerkhäusern erhebt sich stolz und kühn Schloß Wewelsburg; es war vom 19. bis 25. Juli 1957 Treffpunkt der ostdeutschen Jugend.

Dem Leiter und der Leiterin der Jugendtagung, Gilbert Scharffs und Mona Lou Myler, sowie James Dahl und Anneliese Karrasch, und allen anderen, die dazu beigetragen haben, die Jugendtagung vorzubereiten und zu gestalten, gebührt Dank für ihre Mühe, ihre Arbeit und ihren unvergleichlichen Humor, mit dem sie diese Woche zu einem nicht zu vergessenden Erlebnis für uns machten.

Am ersten Unterhaltungsabend sangen die Jungen des Hannoverschen Distriktes ihre Wüsten-Lieder für uns. Nicht nur im Klatschen bestand die Tätigkeit des Publikums, auch das Tanzbein wurde anschließend eifrig geschwungen.

Am nächsten Tage erfolgte die Wahl der verschiedenen Posten. Den Wachtmeister stellte Horst Klappert, der bei irgendwelchen Unstimmigkeiten entweder zuschlagen oder beide Augen zudrücken sollte. Sehr gewissenhaft waltete das Nachtwächterpaar, Edith Klappert und Rudi Seehagen, seines Amtes, bis alle Lichter im Schloß erloschen waren. Rudi Sommer verkörperte einen geradezu idealen, bei Tage schlafenden Bürgermeister, der zusammen mit der Bürgermeisterin Rosemarie Beier die Morgenandachten leitete. Nach der Begrüßung durch Gilbert W. Scharffs wurden wir von der Braunschweiger Theatergruppe auf die Bretter gebannt, die die Welt bedeuten. An diesem Abend erlebte die Tagung einen ihrer Höhe-



Am Lagerfeuer

punkte. Als die Mädchen in ihren netten Ballkleidern die steile Wendeltreppe hinunterhuschten, haben sie wohl an die Burgfräulein dieses Schlosses gedacht, die im säulengeschmückten Marmorsaal von ihren Rittern erwartet wurden. Zu den rhythmischen Klängen der Kapelle drehten sich die Tanzpaare.

In Harmonie mit dem Sabbattag des Herrn konnten wir einer Lehrerfortbildungsklasse, einer Versammlung der Sonntagschulbeamten und der Sonntagschule beiwohnen, die uns durch neue Gedanken und Wahrheiten stärkten. Auch die danach folgende GFV-Konvention unterrichtete uns über wichtige Dinge. Als eine besondere Stärkung und Erbauung empfanden wir die zweistündige Zeugnisversammlung, in der wir die Gelegenheit wahrnahmen, von der Wahrheit des Evangeliums und der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage zu zeugen. Ich glaube, daß wir uns gerade in diesen Stunden am nächsten standen, wo wir unsere geschwisterliche Verwandtschaft zueinander und zu Gott fühlten.

Am folgenden Tag versammelten wir uns nach dem üblichen Programm im großen Saal und lauschten den Ansprachen von Präsident Gregory, seiner Gattin und Br. Rogers. Pfarrer Tusch erzählte uns etwas über die Geschichte der Wewelsburg. Danach ging es hinunter ins Tal zum Lagerfeuer, dessen Flammen wie feurige Schlangen zum Himmel lohten.

Am nächsten Tag jährte sich die 110. Wiederkehr des Tages, an dem die Pioniere in das Salzseetal einzogen und Brigham Young den berühmt gewordenen Ausspruch tat: „Dies ist der Ort." Die Hamburger zeigten ein Programm, wie wir es nie zuvor gesehen hatten.

Nette Spiele und Erfrischungen am Nachmittag erhöhten die gute Laune. Am Abend dankten wir den Herbergseltern für alle ihre Mühe und Arbeit.



Präsident Gregory spricht

Das Schönste aber war am folgenden Tag: Zwei Schwestern wurden in einem kleinen Fluß getauft.
In unseren Herzen wird diese Tagung noch sehr lange nachklingen und zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden. Doch in jedem „Auf Wiedersehen" liegt schon das frohe Erwarten einer anderen schönen Zeit, „wenn wir uns wiedersehen".

Und treffen einander wir wieder
auf wechselnder Lebensbahn,
dann knüpfen ans fröhliche Ende
den fröhlichen Anfang wir an!

Rosemarie Beier

WESTDEUTSCHE MISSION

Die Jugendtagung der Westdeutschen Mission auf dem Hoherodskopf

In einer Zeit rastlosen Treibens, klingelnder Telefone und lärmender Maschinen, sehnt sich der Mensch — auch der junge — wenigstens einmal im Jahr danach, einige Tage in Stille zu genießen; wo einem frischer Wind durch die Haare fährt, der nicht durch den Sog eines vorbeifahrenden Lastwagens erzeugt wird. Man sehnt sich nach einem Grün, das nicht von schreienden Leuchtreklamen, sondern von Wiesen und Wäldern ausgeht.
Vor der Suche nach einem Platz, der diesem Wunsche Rechnung tragen, und der noch dazu mit einer schönen Jugendherberge ausgestattet sein sollte, hatte ich ehrliche Angst. Als ich zusammen mit Schw. E. Rügner, der GFV-Missionsleiterin für junge Damen, und unseren Mitarbeitern während der diesjährigen Ostertage „durch die Lande" fuhr und wir schließlich in bereits gedrückter Stimmung auf dem Hoherodskopf landeten (ca. 80 km nordöstlich von Frankfurt/Main), da waren unsere Sorgen wie nach einer „Gehirnwäsche" verschwunden. Als ich den Herbergsvater — Herrn Jakob Weil und seine Gattin — das erste Mal sah, hatte ich die Gewißheit, hier und an keinem anderen Ort die Jugendtagung 1957 abzuhalten.
Dank der Unterstützung eines Armee-Geistlichen unserer Kirche, Chapl. Madsen, konnten wir in der 60 km entfernten Stadt Gießen 3 große Zelte, 30 Feldbetten und eine Menge Decken abholen, die für unsere „Fährtensucher" als Lagerausstattung von den Amerikanern zur Verfügung gestellt wurden.
Seit vielen Jahren gilt der Sonntag als einer der geistigen Höhepunkte einer Jugendtagung. So sollte es auch heuer sein.
Präs. Burton erwies uns mit seiner Familie die Ehre seines Besuches, und Schw. Rügner brachte es fertig, den Missionsleiter der Sonntagschule, Br. H. Mössner, für den Vorsitz des Morgengottesdienstes zu gewinnen. Mir liegen noch viele Sätze im Gedächtnis, die Br. W. Hock in seiner Aufgabe über die Reinheit der



Die Teilnehmer der JuTa 1957



Wandergruppe im Vogelsberg

Gedanken und die Macht unseres Unterbewußtseins brachte. Nach dieser Sonntagschule war ich überzeugt, daß wir den richtigen Anschluß zu unseren Teilnehmern gefunden hatten.

Wir schritten dann zur Wahl eines „Bürgermeisters"! Die Kandidaten und eine Wahlurne wurden aufgestellt, und aus dem mitgebrachten Vervielfältiger flogen die Stimmzettel.

Als sich am Abend alles in den Tagesraum begeben hatte, um an der von Missionsratgeber G. Jarvis geleiteten Plauderstunde teilzunehmen, stand das Ergebnis der Bürgermeisterwahl fest. Mit überlegener Mehrheit: Karlfred Walker. Ohne Zweifel hatten die Fährtensucher „ihrem" Kandidaten große Unterstützung dadurch zuteil werden lassen, daß sie an jeder ebenen Fläche der Herberge einen Zettel anklebten: „Wählt Fred Walker."

Eine Wanderung sollte am Montag alle Wanderlustigen durch ein Stück des schönen Vogelsberges bringen und zur Mittagszeit an einen vorher festgelegten Platz führen. Es war ein erlebnisreicher Tag.

Gewöhnlich ist man nach körperlicher Anstrengung für klassische Musik empfänglich. An diesem Abend wurden von Schw. Meurer und einem 12jährigen Pianisten, J. Mattulke, beide aus Düsseldorf, Lieder und Musikstücke vorgetragen, die uns alle erfreuten und ergriffen.

Sport ist das Spiel der Götter, sagten die alten Römer, und so wurden am Dienstag unter Leitung des Sportbeauftragten Manfred Herb Wettkämpfe im Bogenschießen, Tischtennis, Leichtathletik, Federball etc. ausgetragen. Als besonderer Preis winkte den jeweiligen Siegern eine Silbermedaille mit der Inschrift „GFV — JuTa 1957".

Doch was waren die Ereignisse des Tages, wenn der Ballabend den Höhepunkt bilden sollte. In einem nahegelegenen Klubhaus wurden die Tische gedeckt, und nach dem Menü blieb das Parkett den Paaren überlassen, die sich zur Musik einer schnell errichteten Übertragungsanlage drehten.

Die Zeit verging schnell mit gemeinsamer Beschäftigung, kleinen Tänzchen im Haus, Anstellen um die tägliche Milch am Nachmittag, so daß keiner in Versuchung kam, dem schlechten Wetter einen neuen Dialog anzuhängen.

Der Musikabend fand ebenfalls in den größeren Räumen des Klubhauses statt, die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.

Aus dem Lagerfeuer des letzten Tages wurde ein Bunter Abend und aus den Würstchen — Marshmallows (eine amerikanische Spezialität). Doch was tat es, wenn die Stimmung durch nichts mehr zu überbieten war: Der Herbergsvater saß unter uns und spielte die Gitarre, die Witzbolde und verborgenen Talente aller Distrikte kamen zu Wort, und die Marshmallows wurden ungeröstet vertilgt.

Als ich am nächsten Morgen sah, wie sich die Koffer der Abreisenden vor dem Hause türmten und um 7 Uhr bereits der erste Bus wieder nach Gießen fuhr, um die Ersten noch rechtzeitig zur Bahn zu bringen, da war es mir genau wie allen anderen etwas schwer ums Herz. Ein halbes Jahr Vorbereitung empfand ich in diesem Augenblick als keine Mühe mehr für die schöne Zeit, die ich im Kreise von gleichgesinnten und frohgelaunten Schwestern und Brüdern erleben durfte.

Karl. A. Reitmeier,
GFV-Missionsleiter

SCHWEIZERISCH-ÖSTERREICHISCHE MISSION

Sport- und Spieltag 1957 der Gemeinden Basel, Winterthur und Zürich

Vor etwas mehr als einem Jahr trafen sich die Mannschaften von Winterthur, Zürich und Basel zum ersten Turnier um den schönen GFV-Wanderpreis.

Der letztjährige Erfolg hat uns ermutigt, wiederum ein solches Treffen durchzuführen.

Am Pfingstmontag herrschte das schönste Wetter. Punkt 10 Uhr wurden die Mannschaften von Basel und Winterthur aufgefordert, sich für das erste Spiel bereitzumachen. Schon zwei Minuten nach Spielbeginn schossen die Winterthurer das erste Tor, und zu unserem großen

Bedauern auch bald das zweite. Doch die Basler ließen sich nicht so schnell entmutigen. Werner Müller erzielte den Anschlußtreffer und bald zeigte das Hurrageschrei der Basler unmißverständlich auch das zweite Tor an.

Bis kurz vor Spielschluß vermochten sie das Unentschieden zu halten, doch dann schossen die Vorjahressieger das entscheidende dritte Tor.

Das Match endete mit einem 3:2-Sieg der Winterthurer. Die nun folgende Pause benutzten die Akteure zu einer kleinen Erfrischung.

Für die Basler ging es aber bald wieder los, denn das nächste Spiel gegen das Zürcherteam mußten sie auch bestreiten. Dieses verlief nicht so spannend und endete mit einem Unentschieden.

Im Endspiel standen sich Zürich und Winterthur gegenüber. Doch auch in diesen spannenden 40 Minuten entschieden die Winterthurer, überlegen wie immer, das Spiel zu ihren Gunsten und gewannen wieder den schönen Wanderpreis, gestiftet vom Sportclub Basel.

Damit auch die jungen Damen auf ihre Kosten kamen, wurde ein Korbballspiel zwischen Basel und Zürich um den GFV-Wanderwimpel organisiert. Den Baslern war es ein Trost, daß die Mädchen ihre Gegnerinnen aus der Limmatstadt besiegten und so wenigstens den Wanderwimpel für unsere Gemeinde eroberten. Als Clou und Abschluß der Spiele wurde ein Superländerspiel Amerika — Schweiz inszeniert.

Sie können sich natürlich vorstellen, daß die langbeinigen Amerikaner, mit ihren überaus drolligen Gebärden einen Heiterkeitssturm hervorriefen, um so mehr, als sie in ihrem Leben vermutlich noch nie richtig Fußball gespielt hatten.

Die Bilanz dieses einmaligen Spieles war ein 1:0-Sieg für die Schweizer.

Während wir noch auf dem Sportplatz verweilten, hatten fleißige Hände ein schmackhaftes Mittagessen zubereitet, das reißenden Absatz fand.

Für den Abend war noch ein Tischtennisturnier um den goldenen Schläger vorgesehen. Hatten die Missionare gegen die Schweizer im Fußballspiel verloren, so war das Glück nun auf ihrer Seite. Sieger und Gewinner des goldenen Schlägers wurde Miss. Br. Wunderlich.

Inzwischen war es halb acht Uhr geworden, und wer Lust hatte, konnte noch das Tanzbein schwingen. Doch nur allzubald mußten die auswärtigen Geschwister ans Heimgehen denken.

Ich glaube, im Namen aller Teilnehmer zu sprechen, wenn ich den Organisatoren und besonders Werner Müller aus Basel für das gute Gelingen des Sporttages danke. Wollen wir hoffen, daß diese Treffen zur Tradition werden und daß wir in einem Jahr wieder zusammenkommen können, um unsere Kräfte auf sportlichem Gebiet zu messen.

Freddy Albi

NACHRUF

Am 9. Juli 1957 schloß unser lieber Bruder Julius Billeter, Genealoge, seine Augen für immer, um sie in einer andern Welt zu öffnen.

Er war wohl das älteste Mitglied in der Mission, konnte er sich doch einer Mitgliedschaft von 75 Jahren erfreuen. Br. Julius Billeter wurde in Igis/Landquart, Kt. Graubünden, am 14. Oktober 1869 geboren.

Schon seine Großmutter mütterlicherseits war eines der ersten Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, und auch ihre Tochter schloß sich dieser Kirche an. Julius war das zweitälteste von zehn Kindern.

Es war damals nicht leicht, Mitglied der Kirche zu sein, denn viel Spott und Hohn mußten die ersten Anhänger erfahren und über sich ergehen lassen. So war es gewiß zu verstehen, wenn die damaligen Mitglieder sich sehnten, nach Utah auszuwandern, um ungestört ihres Glaubens leben und in die heiligen Tempel gehen zu können.

Die damaligen Missionare waren bereit, heranwachsende Söhne und Töchter mitzunehmen und für sie zu sorgen, bis die Eltern nachkamen.

So zählte auch der kleine Julius zu einer solchen Gruppe, die nach Amerika auswanderte.

In Amerika angekommen, kam jedes der Kinder in eine andere Familie, doch waren sie sich ziemlich nahe, und wenn das Heimweh an ihnen nagte, trösteten sie sich gegenseitig. Es verstrich noch ein gutes Jahr, dann kamen auch die Eltern und Geschwister nach Utah nach, und die Familie war wieder vereint.

Nach beendeter Schulzeit erlernte der heranwachsende Jüngling den Schreinerberuf, der ihn aber nie so ganz befriedigte. In der Lehre der Kirche der Hei-



ligen der Letzten Tage gut unterrichtet, beschäftigte er sich stets mit dem Gedanken, wie man denen helfen könnte, die ohne die heilige Taufe gestorben seien.

In den Jahren 1892 bis 1894 war Julius auf Missionsreisen. Aus dieser Zeit konnte er interessant erzählen von seinen Erlebnissen als Missionar und wie wunderbar er und sein Mitarbeiter beschützt wurden. Nach beendeter Mission wieder in Amerika, beschäftigte er sich immer mehr mit seinem Problem und schrieb für den Amerikanischen Beobachter Artikel, in denen er seine Bedenken niederlegte. An Gegnern und Mißgünstigen fehlte es nicht. Präsident Wilford Woodruff prüfte die Sache, legte vor den Gegnern dem jungen Mann die Hände auf die Schultern und sagte: „Meinen Segen zu Deiner Arbeit, mein guter Junge, der Herr segne Dich, denn Deine Gedanken sind edel und gut." Die Gegner des Julius Billeter waren damit geschlagen.

Von Hoffnung und Mut erfüllt, reiste er zunächst allein in die Schweiz, um mit den Forschungen zu beginnen. Der Anfang war schwer, denn er hatte keinen Lehrer, der ihn einführte oder an die Hand nahm. Aber bald fühlte er seine Berufung, und auch die Autoritäten der Kirche erkannten dies. Als er dann seiner Frau schrieb, er werde bald nach Hause zurückkehren, sandten sie ihm von der Kirche aus Frau und Töchterchen nach. Dies war ein sicheres Zeichen seiner Anerkennung, und so wohnte die kleine Familie in Winterthur im Kt. Zürich, wo noch drei weitere Söhne geboren wurden. Aber schwere Prüfungen waren noch zu bestehen. Besonders in den Jahren des Ersten Weltkrieges waren die Zeiten hart. So beschloß man nach Kriegsende, nach Amerika auszuwandern, was dann in der Tat geschah. Aber die Schweizer in Utah ließen Br. Billeter keine Ruhe, doch wieder zurückzukehren und nach ihren Vorfahren zu forschen. Schließlich gab er nach, und im Jahre 1921 fand er eine Wohnung in St. Gallen. Aus seiner Tätigkeit als Genealoge könnte man manches erzählen, was unsern Glauben in diesem Werk stärken würde.

So waren die Jahre wieder ausgefüllt mit Arbeit, und oft konnte man Br. Billeter schon am frühen Morgen um 5 Uhr an seinem Schreibtisch sitzen sehen. Seine Kinder lebten nun alle in Amerika, und so beschlossen die Eltern, nach dem Zweiten Weltkrieg für immer nach Amerika auszuwandern und dort den Lebensabend zu beschließen.

Doch auch diesmal wieder drängten die Schweizer in Utah den noch rüstigen Mann zur Rückkehr, und da seine liebe Gattin sich nicht recht schicken konnte in die anderen Verhältnisse, nahm man die Reise nochmals auf sich. Dies war im Jahre 1946.

Nach 5 Jahren starb ihm seine liebe Lebensgefährtin, und der alleinstehende Mann, der noch viele Aufträge zu erledigen hoffte, blieb in St. Gallen.

Er, der sich nie Zeit nahm für Ferien, sagte oft, ich nehme nun alle Ferien zusammen, und wenn es genug ist, so wird mich der Herr rufen. So war es auch, und wir hoffen, daß alle, die mit ihm in Verbindung standen, ihm ein ehrendes Andenken bewahren wollen.

Rosa Holzer



Das Evangelium leben ...	Von Prof. Gerrit de Jong jr.	3,95 DM
Liebe, Ehe und Du	Von Dr. Rex A. Skidmore	1,85 DM



Eine Einführung ins Evangelium
(2. Auflage)
Von Dr. Lowell L. Bennion 3,95 DM

Ein wunderbares und seltsames Werk
(2. Auflage)
Von Le Grand Richards 5,50 DM

KENNEN SIE DIESE BÜCHER SCHON?

BESTELLZETTEL einzusenden an

Westdeutsche Mission, Frankfurt am Main, Bettinastraße 55
Ostdeutsche Mission, Berlin-Dahlem, Am Hirschsprung 60a
Schweizerisch-Österreichische Mission, Basel, Leimenstraße 49
(Nichtzutreffendes bitte durchstreichen)

Bitte senden Sie mir umgehend ....

....

Der Betrag von DM .... ist mit gleicher Post überwiesen oder wird sogleich nach Empfang bezahlt.

Name ....

Adresse ....
(Bitte deutlich schreiben)

Ein Licht  *durchs Fenster*

Heute nacht habe ich gebetet. Langsam und leise sprach ich jedes Wort aus und fühlte dabei, wie ich von einem unendlichen Vakuum eingehüllt wurde. Ich versank in einen Schlaf, so tief und erfrischend, wie ich ihn schon seit vielen, vielen Monaten nicht mehr gekannt hatte. In dieser Nacht wurde mein Zimmer von einem unbeschreiblichen Glanz überflutet. Auf einmal saß ich hellwach aufrecht im Bett. Ein Spiegel auf dem Schreibtisch beim Fenster widerspiegelte die riesengroße Mondscheibe. Und eine innere Stimme flüsterte mir zu: „Es ist das Licht der Gegenwart Gottes, das dein Zimmer erfüllt." Da betete ich aufs neue.

„,Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name.' Laß es einen Weg geben, den Berg von Schulden, der sich vor mir erhebt, aus dem Wege zu räumen. Wir beide, lieber Gott, Du und ich, können das gemeinsam schaffen. Wir schaffen es." Ein niegekannter Friede erfüllte mein Inneres. Tränen überströmten mein Gesicht. Was sie hervorgerufen hatte, vermag ich nicht zu sagen. Es gab eine heilige Stille. Die Last, unter der ich gebückt gegangen war, war jetzt in Gottes Hand. Wiederum blickte ich auf den Spiegel, und der Widerschein des Lichtes hielt mich in seinem Bann. Wie lange ich in dieser Betrachtung versunken lag, weiß ich nicht, aber das nächste, das mir zum Bewußtsein kam, war, daß es Tag geworden war.

Ein heller Tag, der herrliche Erfüllung und Verheißung kündete. Werde ich diesen Morgen je vergessen? Könnte ich ihn überhaupt vergessen?

Wenn auch die Erhörung meines Gebetes erst nach vielen Monaten sichtbar wurde — im Grunde fing sie bereits an jenem Tage an. Sie begann mit einer bescheidenen Schreibarbeit, der dann später regelmäßige Aufträge folgten.

Heute weiß ich, daß ich nie wieder sagen werde: „So Gott mit mir ist." Denn jetzt weiß ich, daß Er immer mit mir und neben mir ist, daß Er auf mich blickt und mich hört, daß Er mich jede Minute einer Stunde führt, lenkt und mir den Weg zeigt. Wenn Er auch in Seiner eigenen Weise und zu Seiner eigenen Zeit arbeitet — Gott ist mit mir, wie Er auch mit Ihnen ist, wie und wofür Sie auch immer beten mögen. Ihr Gebet wird erhört werden — so wie auch meins erhört worden ist.

Arthur Levitt